Lebenswellen.

I. Eine folgenreiche Begegnung.

II. Ein Seelenvater.

III. Thörichte und schädliche Lüste.

CALW & STUTTGART
Verlag der Vereinsbuchhandlung

ESK 148

Lebenswellen

oder

merkwürdige Führungen.

Drei Erzählungen.

Calw und Stuttgart.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Eine folgenreiche Begegnung.

1.

Es ist schon über fünfzig Jahre her, daß auf dem Postbureau von Brighton ein angesehener Kaufmann, Namens Woodburn, auf die Ankunft der Portsmouth-Post wartete. Eben hatte er sich einschreiben lassen, als ein anderer Reisender eintrat, den seine Gesichtszüge und sein Accent alsbald als einen Israeliten verriethen. Es war ein seltsamer Widerspruch in dem schäbigen Anzug und dem feinen Ausdruck und Benehmen des ältlichen Mannes, dessen grauer Bart auf die Brust herabfiel. Hätte Woodburn mehr von jüdischer Sitte gewußt, so wäre ihm dieser Gegensatz nicht so räthselhaft erschienen, er hätte sich vielmehr sogleich zu deuten vermocht, daß er hier einen Mann von der streng orthodoxen Partei vor sich habe, aus dessen Kleidung er auf tiefe Trauer schließen müsse. Doch die Rothschilds und andere jüdische Größen fiengen damals erst an, die Könige des Geldmarktes zu werden, und auf dem ganzen Volke lag noch ein solcher Schatten mittelalterlicher Geringschätzung, daß die wenigsten Christen es der Mühe werth fanden, dieses verachtete Geschlecht mit dem Auge liebender Theilnahme zu betrachten.

In dem Wesen dieses Juden lag indeß etwas, was Woodburn unwillkürlich rührte. Sein ganzes Benehmen in Wort, Blick und Geberden trug den Stempel von solcher Geduld, Schmiegsamkeit und Rücksicht, daß man ihn fast im Verdacht der Kriecherei hätte haben können, hätte sein blitzendes Auge nicht von dem nur gedämpften, keineswegs aber erloschenen Feuer orientalischen Selbstgefühls gezeugt. Beide nahmen ihre Plätze nicht in, sondern auf dem Wagen: Woodburn neben dem ihm wohlbekannten Postillon, der Jude unmittelbar dahinter.

Schon knallte die Peitsche und die Pferde zogen muthig an, als von hinten mehrere Stimmen riefen: „Halloh! Halt! Halt!" Es waren vier Matrosen, die noch daherkeuchten und den Wagen auch bald erreichten.

Im Nu waren sie oben, zwei hinter, zwei neben unsrem Alten, der sich auf's Neue in ein Buch vertieft hatte, in welchem Woodburn ihn schon auf dem Postbureau eine Weile hatte lesen sehen.

Ein wilder Haufe diese Matrosen! Mächtige Züge aus einer die Runde machenden Branntweinflasche, Flüche und wüstes Gelächter waren ihr einziger Zeitvertreib. Je schmutziger ein vorgebrachter Witz, desto lauter der Beifall, den er fand. Viele dieser Zoten galten dem neben ihnen sitzenden Alten; wäre dieser aber stumm und taub gewesen, er hätte nicht weniger Notiz von seinen Mitreisenden nehmen können. Er schien so versunken in sein Buch, als merke er gar nicht, was um ihn her vorgieng.

Doch gerade dieß reizte die losen Burschen nur noch mehr. Jeden Augenblick wurden sie wilder und lärmender, und als sie beim nächsten Pferdewechsel in der Wirthstube eingekehrt und sich noch weiter besoffen hatten,

war ihnen leicht anzumerken, daß sie die Lust kitzelte, an dem stummen Alten, an dem sie seither ihren Witz gekühlt hatten, sich nun auch thätlich zu vergreifen. Woodburn hatte ihrem Treiben längst mit Verdruß und Ekel zugehört, bis jetzt aber noch keine Einmischung versucht, obgleich ihm einer der tollen Bursche nicht unbekannt war.

Eben dieser packte den Juden jetzt bei der Schulter und fragte ihn in trunkenem Muthe, ob er da vielleicht lese, wie Jakob seinen blinden alten Vater betrogen habe? Mit erglühenden Wangen und blitzendem Auge erwiderte dieser in festem Ton: Nein, mein Herr, ich lese das Gebot: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht vergeblich führen. Und Sie hätten gut daran gethan, mein Herr, darüber ein wenig nachzudenken, ehe Sie ihn so oft mißbrauchten; denn so gewiß Sie dasitzen, so gewiß wird er Sie nicht ungestraft lassen."

Das hieß jedoch nur Oel in's Feuer gießen. Der Betrunkene drückte sich fester und fester gegen den Alten heran und fragte ihn drohend, was er damit meine? ob er ihm da vielleicht Grobheiten machen wolle? In diesem Fall könne er ihn durch einen guten Puff gleich auf die Straße hinunter logiren. — Mit unveränderter Ruhe entgegnete darauf der Jude: „Nicht doch, mein Herr. Legen Sie Ihre Hand nicht an einen Alten, wie mich. Ich wollte Niemand beleidigen, sondern Sie nur warnen vor Ihren verkehrten Wegen. Nehmen Sie's nicht für ungut."

Jack aber — so hieß der freche Bursche — war seines Muthes nicht mehr Herr, und da seine Kameraden ihm Beistand versprachen, schickte er sich an, mit seiner Drohung Ernst zu machen. Doch jetzt fühlte er selbst sich plötzlich von einem starken Arm gefaßt und mit der be-

benden Stimme der Entrüstung sagte Woodburn: „Taugenichts! gedenkst du gar nicht der grauen Haare deines eigenen Vaters, der bittern Mangel leidet, während du schwelgst?“ — „Halt!“ rief er darauf dem Postillon zu, und zu dem Juden gewandt: „Wollen Sie vielleicht Ihren Platz mit mir wechseln? Ich werde dafür sorgen, daß Sie nicht weiter belästigt werden.“

Der Tausch war bald im Reinen, und brummend über die Unterbrechung fuhr der Kutscher weiter. Jack Waters aber saß wie niedergedonnert neben Herrn Woodburn da. Von allen Menschen unter der Sonne hätte er in diesem Augenblick keinen weiter über alle Berge gewünscht, als gerade ihn, den Patron seines frommen alten Vaters und seiner sanften, edlen Schwester. Die Ueberraschung wirkte so ernüchternd auf ihn, daß er wenigstens genug Selbstbeherrschung hatte, um nicht auch mit seinem neuen Nachbar anzubinden. So sehr sich seine Kameraden bemühten, ihn wieder lustig zu stimmen, blieb er in dumpfes Schweigen versunken, bis gegen Abend endlich der Wagen über das Pflaster der Straßen von Portsmouth rollte.

Herrn Woodburn trieb es nach Hause. Ein unheimliches Geflüster der vier Matrosen jedoch ließ ihn vermuthen, sie seien noch immer nicht geheilt von ihrem Kitzel, Hand an den Alten zu legen, darum beschloß er, zu dessen Schutz in der Nähe zu bleiben, so lange es nöthig sei. Drei von ihnen traten jetzt in den Gasthof ein, vor welchem die Post gehalten hatte, während einer auf der Treppe stehen blieb, offenbar um auszuspioniren, welchen Weg der Jude einschlage. Schnell besonnen aber näherte Woodburn sich diesem und sagte laut genug, um von dem Wache stehenden Matrosen gehört zu werden:

„Da es scheint, wir haben den gleichen Weg zu machen, gehen wir, denke ich, zusammen.“

Das Anerbieten wurde dankbar angenommen, und schweigend schritt Woodburn neben dem Alten her. Eine Zeit lang schienen ihnen einige Leute nachzukommen, doch wie sie sich dem ärmeren Stadttheil näherten, wo die Gassen enger und unregelmäßiger wurden, kehrten ihre Verfolger um.

„Herr Woodburn,“ hob jetzt der Jude an, „ich weiß nicht, was ich sagen soll. Wie kann ein armer Alter Ihnen vergelten, was Sie für mich gethan haben? Und doch möchte ich Ihnen ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben können.“

„Sie haben mir nicht zu danken,“ entgegnete Woodburn rasch. „Es wäre mir unmöglich gewesen, irgend einem Menschen gegenüber anders zu handeln. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr würdiges Benehmen gegen jene Bursche, die eine tüchtige Strafe verdienen, mir große Freude gewährte. Aber bitte, woher ist Ihnen mein Name bekannt?“

„Kennt denn nicht jedes Kind die Firma Breadlaw und Compagnie?“ antwortete der Jude; „wie sollte da ich einen der reichsten und gewandtesten Kaufleute der ganzen Grafschaft nicht kennen?“ Und mit dem ganzen Feuer des morgenländischen Gemüths wünschte er ihm zum Abschied alle Segnungen des Allmächtigen mit der nochmaligen Versicherung, daß er den ihm geleisteten Dienst nie vergessen werde.

2.

Mit schwerem Kopf stand am andern Morgen Jack Waters, jener verkommene Sohn eines wackern Vaters,

von seinem Lager auf. Ein tiefer Schlaf, in den er am vorhergehenden Abend bald versunken war, hatte ihn den unangenehmen Schluß seiner Postfahrt verträumen lassen; jetzt aber stürmte eine ganze Fluth lästiger Gefühle auf ihn ein. Er verwünschte sein Kopfweh, den Branntwein, der es ihm verursacht, den Wirth, der ihn ihm verkauft, die Kameraden, die ihn zum Trinken verführt hatten; nur der wahren Ursache seines Elends, seiner eigenen Schlechtigkeit, zürnte er nicht. Zögernd gieng er auf die Thüre des Stübchens zu, in das einer seiner Kameraden fast so taumelnd, wie er selbst, ihn gebracht hatte. Er war frisch von einer längern Seereise gekommen und hatte seit einem Jahr seinen Vater nicht gesehen; sollte er ihn jetzt gleich besuchen oder noch einige Tage zuwarten? Er wußte, daß die kleine Pension, die sein Vater als alter Seemann bezog, zu seinem Unterhalt nicht ausreichte, und daß er darum theilweise auf die Unterstützung seiner Kinder angewiesen war. Ein gut Theil seines eigenen Verdienstes hatte Jack aber am vorhergehenden Tag verpraßt; wie konnte er da dem Alten unter die Augen treten? Besuchen mußte er ihn ja aber doch, also lieber frisch hinein!

Da steht er vor dem armseligen Häuschen, das sein Vater mit einigen andern Familien bewohnt. Er öffnet die Stubenthüre und sieht den Alten mit seiner Brille in ein Buch vertieft, dessen Worten er langsam mit dem Finger folgt, während ein seliges Lächeln über sein Gesicht spielt. „Nun Vater, wie geht dir's," ruft er, „sieh, da bin ich wieder, wie ein schlechter Groschen."

„Jack, mein Sohn! bist du's? Gott Lob! daß du wieder da bist!"

„Du hast doch nicht gemeint, ich sei ertrunken? Wir

hatten kein ungewöhnlich schlechtes Wetter. Du siehst mich ja an, als ob du dächtest, es sei mein Geist."

„Ich bin selbst auf dem Meere gewesen und kenne seine Gefahren. Aber komm', sitz' zu mir her, und laß dir in's Gesicht schauen, ob du dich sehr verändert hast."

Ach, das Leben, das der Sohn geführt, hatte Spuren auf diesem Gesicht zurückgelassen, die dem armen Vater das Herz zusammenpreßten. Doch fragte er mit einem unterdrückten Seufzer: „Aber nicht wahr, heute bleibst du den ganzen Tag bei mir, und siehst auch deine Schwester?"

„Nein, gerade das kann ich nicht. Den Tag über gibt's Arbeit für das Schiff, und für die Nacht hab' ich meinen Kameraden versprochen, mit ihnen in der ‚Unionsflagge' zusammen zu sein. Aber morgen oder übermorgen will ich kommen. Was macht Jessie?"

Und voller Angst, der Vater könnte ihn nach dem mitgebrachten Gelde fragen, ergieng er sich langs und breits in der Erzählung seiner Reiseabenteuer. Der Alte hörte voll Theilnahme zu, und gar manches eigene Erlebniß zur See wurde dabei wieder wach und frisch in seiner Seele. Endlich aber kam doch mit zärtlichem Blick und weicher fast versagender Stimme die gefürchtete Frage: „Hast du's mitgebracht?"

In kaum zu beschreibender Verwirrung stand Jack vor dem Vater da und suchte nach einer Antwort. Endlich siegte seine natürliche Offenheit. „Vater," sagte er beklommen, „ich hab's nicht, ich hab's verbraucht."

„Verbraucht, mein Kind," rief der Alte voll Freude. „Verbraucht! Also hast du's viel benützt?"

Wie konnte sich der Vater nur so freuen über dieses Geständniß? Erklärend fuhr Jack fort: „Ich hab's nicht

ändern können. „Ein paar meiner Kameraden haben mir keine Ruhe gelassen, bis ich's Ihnen lieh. Ich hab's Ihnen unmöglich abschlagen können.“

„Gewiß nicht, Kind. Ach Jack, wie bin ich so froh! Gib mir nochmals die Hand. Und hast du dadurch nicht Alles gefunden, was du brauchtest, Freude und Trost in jeder Noth?“

„Das kann ich nicht sagen,“ erwiderte Jack, dem die Worte des Vaters immer unbegreiflicher wurden, während sich bei ihm eine sehr deutliche Erinnerung an sein Kopfweh meldete.

„O Jack,“ fuhr der Alte fort, indem er die Hand des Sohnes mit der Linken faßte, und seine Rechte auf das offene Testament legte: „Wenn du es gelesen hast, wie ich es lese, so hättest du davon allein fast leben können.“

„Ach, das Testament meinst du, Vater?“ stotterte jetzt Jack; „ich glaubte . . .“

„Also ist's nichts? Du hast das Testamentchen nicht gebraucht, das ich dir das letzte Mal zum Abschied gab, und das du mir zu lesen und wieder mitzubringen und zu zeigen versprachst?“ fragte schmerzlich enttäuscht der Alte.

„Ach, das muß ich in meinem Reisesack an Bord gelassen haben, Vater. Ich will gleich hingehen und es suchen und sehen, daß ich dir's morgen bringe.“

Und damit gieng er eilig zur Thüre hinaus und schritt wieder auf die Stadt zu. Wie erbärmlich stand er doch jetzt in seinen eigenen Augen da! Er hatte sich gerüstet, jeden Vorwurf von väterlichen Lippen mit eiserner Stirne abzuweisen, aber vor so viel Liebe und Milde

zerschmolz sein Herz. Eine Thräne fiel auf seine wettergebräunte Hand; eine Regung zur Umkehr zog durch seine Seele; doch sieh, dort an der Ecke steht ein Trupp seiner Kameraden, und lachend und jubelnd haben sie schnell ihn wieder auf den alten Sündenweg gezogen.

3.

Wehmüthig vor sich hinblickend und das bekümmerte Antlitz auf die Hand gestützt, saß der Alte da, als kurz, nachdem Jack ihn verlassen hatte, seine Tochter Jessie bei ihm eintrat. Sie war Frau Woodburns Kindsmädchen und hatte von ihrer gütigen Herrin den ganzen Nachmittag frei erhalten, um ihn mit dem heimgekehrten Bruder zu verbringen, und ihm wo möglich ein ernstes Wort über sein wüstes Treiben zu sagen. Das liebende Schwesterherz schlug voll Hoffnung für den Bruder; gewiß, man verkannte ihn, und hielt ihn für schlechter, als er wirklich war. Selbst der Versicherung des tiefbetrübten Vaters, daß er die Nacht nicht im Hause zubringen werde, glaubte sie nicht. Wie sollte ihr einziger Bruder den ersten Abend nach seiner Heimkehr sich lieber in roher Kneipgesellschaft herumtreiben, als mit Vater und Schwester beim traulichen Thee sitzen? So oft man Tritte in der Nähe des Häuschens hörte, so oft Jemand vor demselben stillstand, hoffte und hoffte sie immer auf den Verlorenen.

Aber er kam nicht. Es schlug fünf Uhr und die Dämmerung brach ein. Sie sagte dem einsamen Vater zärtlich gute Nacht und trat den Heimweg zu ihrer Herrschaft an. Da zuckt plötzlich ein heldenmüthiger Gedanke durch ihre Seele. Könnte es ihr vielleicht doch gelingen,

den Verirrten zurückzurufen, wenn sie in suchender Liebe ihm nachgienge? Aber darf sie, ein schutzloses Mädchen, in dunkler Abendstunde sich in einen so verrufenen Stadttheil wagen? Nach kurzem innerem Kampf befiehlt sie sich dem Schutze Gottes und lenkt ihre Schritte dorthin. Es ist ein stürmischer Februarabend und Schnee und Regen schlagen ihr schmerzend in's Gesicht, doch sie achtet's nicht. Sie sieht in der elenden Matrosenkneipe einige Lichter brennen, sie hört den Ton einer schlechten Geige, in den hin und wieder heisere Stimmen zu Trinkliedern einfallen, und blickt durch die Thüre eines benachbarten Hauses, unter der sie Schutz gesucht in die Nacht hinaus nach dem sehnlich erwarteten Bruder. Es schlägt sechs und immer ist er noch nicht da. Endlich hört sie eine bekannte Stimme ein Liedchen pfeifend näher kommen. Er ist's. Sie tritt auf die Straße hervor, legt ihre Hand auf seinen Arm und sagt leise: „Jack!"

„Jessie, bist du's? wie kommst du hieher?" fragte der erstaunte Bruder.

„Es hat mich so sehr verlangt, dich zu sehen, und ich habe dir auch etwas im Vertrauen zu sagen. Aber komm, laß uns nicht hier stehen bleiben." Und ihn sanft fortziehend fieng sie an, ihn über seine Reise, sein Schiff und Alles auszufragen, wovon sie dachte, daß er gern spreche; dann erzählte sie ihm auch von ihrem Dienst, und wie sie soviel an ihn gedacht und so lange schon sich auf's Wiedersehen gefreut habe. Immer schwächer tönten die Stimmen aus der Unionsflagge zu ihnen herüber, und schon glaubte sie ihre Sache gewonnen, als ihr Bruder plötzlich stillstand und sie fragte: „Wie kamst du dazu, dort auf mich zu warten? Wer hat dir gesagt, wo ich sei?"

Jetzt mußte sie mit der vollen Wahrheit heraus. Sie erzählte ihm, wie sie den Vater wegen seines schnellen Gehens fast in Thränen getroffen, wie sie selbst vergeblich auf seine Heimkehr gehofft, wie sie jetzt in Wind und Schnee auf ihn gewartet habe, und malte ihm aus, wie er seinen Vater beglücken würde, wenn er sich jetzt von ihr in's trauliche Heim zurückführen ließe. Er schien erweicht, aber nochmals gewann der böse Geist die Oberhand. War's die Erinnerung an das Gespräch, das ihn am Morgen vom Vater fortgetrieben, war's die Furcht vor dem Spott seiner Kameraden, wenn er sein Versprechen nicht einhielt, kurz, er riß sich mürrisch von der schluchzenden Schwester los mit der Erklärung, heute könne er einmal nicht kommen, und es sei ja gerade so gut, wenn er den morgenden Abend zu Hause zubringe.

Einen Augenblick stand Jessie unentschlossen da. Sollte sie dem Abtrünnigen folgen? Nein, das gieng nicht. Eben wollte sie allein umkehren, als sie einen von Jacks Kameraden daher kommen sah. Sie hatten sich als Kinder gut gekannt, jetzt aber war dieser Will Darling ein noch viel verrufenerer, gottloserer Mensch als Jack. Das wußte oder bedachte sie nicht, als sie ihn anredete und ihn bat, ihr ihren Bruder doch zurückzuschicken. Mit rohem Gelächter antwortete Will, dafür werde er sich wohl hüten. Sie werde doch nicht meinen, daß er sich dazu hergebe, einen jungen Menschen abzuhalten, eine vergnügte Stunde mit seinen Freunden zu haben. Damit ließ er sie stehen und folgte seinen Kameraden in die Kneipe.

Gerade als sein Gelächter durch die Straße hallte, riß ein Windstoß Jessie den Regenschirm weg, hinter welchem sie ihr Gesicht verborgen hatte. Ein vorübergehender Herr

sah sie scharf und erstaunt an. Erst von hinten erkannte sie in ihm Herrn Woodburn, ihren Dienstherrn.

4.

„Nun, Helene, ich denke, du nimmst die Einladung zu dem Maskenball bei den Morningtons an,“ sagte Woodburn nach Hause zurückgekehrt, wo gleich beim Eintritt in das elegante Wohnzimmer sein Auge auf eine niedliche Einladungskarte fiel, während seine Gattin ihn beim brodelnden Theekessel erwartete. „Ich möchte lieber nicht gehen,“ entgegnete Frau Woodburn.

Sie war eine jener lieblichen Erscheinungen, die auf den ersten Blick schon das Herz gewinnen, und dabei so anspruchslosen, hingebenden Wesens, daß sie ihre größte Freude in der Erziehung ihrer beiden Kleinen gefunden hätte. Blos den Wünschen ihres Mannes nachgebend, der gern mit seiner anmuthigen Frau glänzte, hatte sie dem Herzenswunsche entsagt, ganz nur ihm und ihren Kindern zu leben, und sich mit ihm in den Strudel der Welt gestürzt, der, nachdem er sie eine Zeitlang geblendet, in den letzten Monaten die tieferen Bedürfnisse ihrer Seele immer unbefriedigter gelassen hatte.

Etwas verstimmt erwiderte Woodburn: „Schon auf dem letzten Ball bist du nicht gewesen, und alles wundert sich, daß man dich gar nicht mehr sieht. Sonst machten diese Dinge dir doch Freude; wie bist du doch auf einmal so eigen?“

„Damals wußte ich noch nichts von den höheren Genüssen, die ich jetzt kenne, William.“

„Höhere Genüsse, Helene?“ fragt ihr erstaunter Gatte, sich selbst kaum trauend, ob er sie recht verstanden.

„Wenn du mir gesagt hättest, die Rente sei um 15% gestiegen, hättest du mir keine größere Ueberraschung bereitet. Seit wann bist du so ehrgeizig geworden?"

„Nun sieh, seit einiger Zeit beschäftigt mich oft der Gedanke . . ."

„Halt, Liebe, da du selbst davon anfängst, will ich dir meine Ansicht darüber sagen," fuhr Woodburn in milderem Tone fort. „Wir haben hier in Portsmouth eine glänzende Carrière gemacht. Im Vertrauen hab ich sogar schon gehört, daß stark davon die Rede sei, mich nächstes Jahr zum Alderman zu erwählen, und von da ist es kein allzu großer Schritt mehr zum Bürgermeister. Noch höher steigen können wir aber nicht. Du weißt ja wohl, daß ich mein Geschäft nicht verlassen kann; aber selbst wenn wir nach London ziehen wollten, um uns bei Hof vorstellen zu lassen, würde uns das nichts helfen; denn ein Geschäftsmann kann wohl Bürgermeister von Portsmouth werden, aber hoffähig ist er damit noch nicht."

„Hoffähig nicht, William, aber auch er ist berufen zu einer Herrlichkeit, vor der alle irdischen Kronen erbleichen. Wollen wir nicht lieber diesem himmlischen Ziele nachjagen, als dem Tand der Welt?"

Wie vom Blitz getroffen schwieg Woodburn. Er war ein Mann von viel natürlichem Wohlwollen und Rechtssinn, dem aber die Sucht reich zu werden, nicht nur jeden Gedanken an die Ewigkeit, sondern auch die Begriffe von Erlaubtem und Unerlaubtem im Geschäftsleben sehr verdunkelt hatte. Seine Frau aber fuhr mit sanfter Stimme fort: „Wir sind jetzt 13 Jahre verheirathet, William; hast du in ihnen die Befriedigung gefunden, die du dir versprachst? Du selbst hast mir gesagt: das höchste Ziel

deines Ehrgeizes sei, mir eine schöne Equipage zu halten, und mich in die höchste Gesellschaft der Stadt eingeführt zu sehen, und ich liebte dich darum. Auch ich glaubte eine Zeitlang die Erfüllung dieses Wunsches werde mich beglücken. Nun haben wir's seit einigen Jahren erreicht. Du hast den größten Theil deiner Zeit mit Arbeit zugebracht, ich aber habe von jenen Vergnügungen mehr genossen, als ich je gehofft hatte. Doch nicht einen Augenblick habe ich dadurch die erwartete Freude gehabt. Eine Weile zerstreute mich zwar die Kette von Gastmählern, Bällen, Theatervorstellungen und Spazierfahrten, woran ich theilnahm, bald aber merkte ich, daß wenn meine reiche Toilette Einzelnen gefiel, sie weit Mehrere verdroß, und ich wäre fast lieber zu Hause geblieben, als ausgegangen. O, glaube mir, Genüsse, die den Neid Anderer erregen, sind nicht reiner, nicht dauernder Art. Laß uns nach andern Schätzen streben, Lieber, nach Freuden, die da bestehen, wenn alle Paläste der Welt und all' ihr Silber und Gold in Staub zerfallen sind."

„Bist wirklich du's, Helene, die ich da sprechen höre?" hob Woodburn jetzt mit sarkastischem Lächeln an, „oder bin ich unvermerkt an den Theetisch einer alten Betschwester gerathen?" Dann fuhr er ungeduldiger fort: „Wie bist du auf all das gekommen? Gewiß hat irgend Jemand dir's in den Kopf gesetzt. Bitte, wer war's?"

Frau Woodburn sah keinen Grund, ihrem Manne zu verschweigen, daß es das Kinderzimmer war, worin sie etwas von Paradiesesluft geathmet, worin sie den Ruf zum Himmelreich vernommen und durch die holden Kleinen vertraut geworden war mit dem ihnen so nahen, ihr selbst seither so fern gewordenen Gottessohn.

„So, so, Jessie also ist die Heilige, die uns bekehren will!“ rief Woodburn fast höhnisch. „Ehe ein Mädchen andern predigt, thut sie besser dran, auf sich selbst zu merken. Du kannst ihr gleich heute Abend noch sagen, sich für den nächsten Monat nach einem andern Dienst umzusehen.“

„Du willst sie doch nicht fortschicken?“ fragte Frau Woodburn erbleichend. „Bedenke, daß wir ein solches Mädchen nicht wieder finden würden.“

„Doch, es ist mein voller Ernst, daß du ihr kündigst.“

„Sie ist ein wahrer Segen für unsere Kinder, und du willst sie entlassen, nur weil sie fromm ist?“

„Nein, nicht deßhalb. Unsere Kinder brauchen keinen solchen Segen. Auch ohne das von dir angeregte Gespräch hätte ich dir in Betreff Jessie's das Gleiche gesagt. Ich habe genug von ihr gesehen, um zu wissen, daß sie nicht in unser Haus taugt.“ Damit griff er nach seinem Hut und ließ seine Frau für den Rest des Abends allein.

In tiefes schmerzliches Sinnen versunken, erwartete diese Jessie's Rückkehr. Es war das erstemal seit ihrer Verheirathung, daß ihr Mann ihr so entschieden widersprochen hatte. Sollte es wirklich ihre Pflicht sein, in Betreff Jessie's ihre eigene Ueberzeugung seinem Willen zu opfern? Und wie sollte sie es nur anfangen, mit ihr, der sie erst vor wenigen Tagen noch ihre Liebe und Zufriedenheit ausgedrückt hatte, jetzt von Trennung zu sprechen?

Zu ihrer Verwunderung erbat Jessie sich am andern Morgen wieder einen freien Nachmittag und kam erst nach Hause zurück, als Frau Woodburn selbst die Kleinen zu Bett gebracht hatte. Sie sah blaß und verstört aus und ihre rothen Augen verriethen, daß sie geweint hatte.

„Jessie,“ redete ihre Herrin sie in mildem und doch halb vorwurfsvollem Tone an, „wo bist du heute gewesen?“

„O, fragen Sie mich nicht, ich kann's nicht sagen,“ schluchzte das arme Mädchen, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend und am ganzen Körper krampfhaft zitternd.

„Nun, so geh' zu Bett, armes Kind. Morgen aber muß ich ernstlich mit dir sprechen.“

Nachdem sie dieß gesagt, kehrte Frau Woodburn zu ihrem Manne zurück und begann mit bittendem Ton: „Wolltest du mir nicht sagen, was dich so gegen Jessie aufgebracht hat? Ich weiß gar nicht, wie ich die Aufkündigung angreifen soll.“

„Nur ungern, Helene; doch, wenn du's durchaus wissen willst, so sei es. Jessie ist auf schlechte Wege gerathen.“

„Wie so?“

„Am vorletzten Abend sah ich sie zu einer Stunde, wo ein anständiges Mädchen zu Hause bleibt, vor der Unionsflagge mit einem jungen Matrosen Possen machen.“

„Das war ohne Zweifel ihr Bruder.“

„Nein, den kenne ich nur zu gut. Er ist schlecht genug, aber noch nichts im Vergleich mit dem Burschen, mit welchem ich Jessie sprechen sah. Jeder Schiffsherr und Kapitän in Portsmouth kennt Will Darling als einen Schurken.“

Vergeblich suchte Frau Woodburn noch ein Wort für Jessie einzulegen. Das letzte Wort ihres Mannes blieb: „Ich habe nichts dagegen, wenn du ihr in Brighton oder irgendwo anders eine passende Stelle verschaffst, aber in

meinem Hause darf ein junges Mädchen nicht bleiben, das bei Einbruch der Nacht mit einem schlechten Menschen in einem Stadtviertel gesehen wird, das zu betreten sie sich sogar bei Tag schämen sollte."

5.

Arme Jessie! Sie hatte einen traurigen Tag verlebt. Voll froher Hoffnung, den Bruder diesmal im väterlichen Stübchen wieder zu finden, hatte sie sich dorthin auf den Weg gemacht. Doch kaum war sie etliche Straßen gegangen, so war ihr wie ein böser Geist Darling entgegengetreten. Er hatte mit lästiger Zudringlichkeit sie als alte Bekannte begrüßen wollen, dann aber, als sie sich ernst von ihm abwandte, ihr im Auftrage ihres Bruders einen schmutzigen Streifen Papier in die Hand gesteckt, aus dem sie sah, daß Jack mit gebrochenem Arm im Gefängnißspital lag und sie zu sehen wünschte. Eine Prügelei am vorhergehenden Abend hatte ihn dorthin gebracht. Mit fast versagenden Knieen wankte sie hin, und fand erst nach längeren Bitten Einlaß. Die Stimmung des Bruders beruhigte sie in etwas. Er schien jetzt zu fühlen, wer seine wahren Freunde seien. Seine Kameraden, Will Darling voran, hatten ihn schmählich im Stich gelassen, und die so schnöde zurückgesetzte Schwester fand nur Worte der Liebe und Theilnahme für ihn! „Nicht wahr, du bringst's dem Vater schonend bei," bat er sie; „und sag' ihm auch, es sei mir leid, und ich hoffe, das bringe mich auf den rechten Weg zurück." — Aber doch war's ein schwerer Gang, dem alten Vater diese Botschaft zu melden. Er nahm sie ohne viel Zeichen äußeren Schmerzes auf,

aber Jessie schien es, nur um so tiefer nage bei ihm innerlich der Kummer, daß sein einziger Sohn es bis zum Gefängniß gebracht.

Auf's Aeußerste ermattet von all den Gefühlen, die ihr Herz bestürmten, sank sie, nachdem sie noch einige Seufzer zu dem rechten Nothhelfer emporgeschickt hatte, bald in Schlaf. Doch ihre Ruhe war von kurzer Dauer.

„Jessie! o bitte, gieb mir zu trinken!“ bat die kleine Helene sie um Mitternacht. Schnell sprang sie auf, zündete ein Licht an und reichte dem Kind ein Glas Wasser. Fieberrröthe bedeckte die Wangen der Kleinen, und erschrocken fühlte Jessie die trockene Hitze ihrer Händchen. Es brenne sie am ganzen Leib, klagte das Kind, so daß Jessie bald merkte, hier sei eine ernste Krankheit im Anzug.

Schnell war das ganze Haus wach. Die Mutter saß am Bettchen der Kleinen, der Vater eilte zum Arzt, der nach einer halben Stunde erschien. Er sprach sich nicht aus, verordnete aber die ganze Nacht hindurch fortzusetzende Waschungen, und versprach am Morgen wieder zu kommen.

Der Tag brachte keine Besserung; das junge Leben schwebte sichtlich in Gefahr. Wie war es doch auf einmal so stille in dem sonst so belebten Hause! Draußen war die Straße weithin mit Stroh bestreut, und die vorüberfahrenden Wagen hielten rücksichtsvoll Schritt; drinnen hörte man nur leise Tritte und das theilnehmende Geflüster der Dienstboten. Im Wohnzimmer stand das Pianino geschlossen da, im Eßzimmer nahm Herr Woodburn einsam und schweigend seine Mahlzeiten ein, denn seine Frau verließ das Krankenzimmer nur, um im eigenen Gemach hin und wieder ein wenig Ruhe zu suchen.

Nur wenn der Doktor anfuhr, wurde es etwas lebendiger auf der Treppe und in den Gängen; denn Jedes suchte dann etwas von dem zu erhaschen, was er mit gedämpfter Stimme den fragenden Eltern sagte.

Der Ausgang der Krankheit sei zweifelhaft, hatte er gegen Herrn Woodburn geäußert, und dieses eine Wort genügte, den trostlosen Vater fast untüchtig zu machen zum Geschäft, während die Mutter ihren Liebling ruhig den treuen Händen ihres Gottes befehlen konnte. Vierzehn Tage waren seit Helenens Erkrankung verstrichen, und die Mutter hatte sich eben etwas zurückgezogen, als eines Abends Herr Woodburn an das Bettchen der Kleinen trat. Lange hatte er mit banger Ahnung das blasse, abgezehrte Gesichtchen seines vor wenigen Wochen noch so blühenden Töchterleins betrachtet, als sein Blick noch auf eine andere kaum minder veränderte im Lehnstuhl schlummernde Gestalt fiel. Auch Jessie's volle Wangen waren eingefallen, und in den bleichen, gramerfüllten Zügen und den rothgeweinten Augen hatte er Mühe, die alte Pflegerin seiner Kinder wieder zu erkennen. Unwillkürlich fiel ihm dabei jene nächtliche Begegnung ein, und da er auf dem Tisch ein von Jessie's Hand überschriebenes und mit Thränen benetztes Papier liegen sah, ergriff er es unbedenklich und las:

„Mein lieber Jack! Ich versprach dir, dich wieder zu besuchen, aber ich kann nicht. Fräulein Helene ist sehr krank, und der Arzt glaubt, sie werde wohl nur noch einige Tage leben. O Jack, ich weiß, daß *sie* in den Himmel geht, wo kein Leid und kein Geschrei mehr sein wird. Aber mein Herz will mir brechen, wenn ich denke, daß auch du vielleicht dem Tode nahe bist und vor

Gott zu erscheinen hast, um ihm Rechenschaft von deinem Leben zu geben. Täglich bitte ich ihn, er möchte dich aus dem schrecklichen Gefängniß erlösen, wo du noch schlechtere Gesellschaft hast, als deine seitherigen Kameraden. An jenem Abend, da du von mir wegegangen warst, traf ich vor Eurer Kneipe mit Will Darling zusammen und bat ihn, dich wieder herauszurufen; aber er sagte lachend, er wolle dich nicht um dein Vergnügen bringen. Nun, welches Vergnügen hast du gehabt? Einen gebrochenen Arm und das Gefängniß und den Spott deiner Kameraden. O Jack, bedenke doch, daß du eine unsterbliche Seele hast. Ich wollte, ich könnte für dich in's Gefängniß gehen, und dich mit Fräulein Helene in den Himmel schicken."

Mit zitternder Hand, legte Woodburn das Blatt wieder hin. Es freute ihn, Jessie gerechtfertigt zu sehen, allein, was er über seinen Liebling gelesen, schnitt ihm durch's Herz. Und schneller noch, als er's gefürchtet hatte, kam die Stunde des Abschieds, denn schon am nächsten Abend stand er mit seiner Gattin an Helenens Sterbebett. Ein tiefer, bitterer Seufzer rang sich aus seiner Brust los, als er die unverkennbaren Zeichen des Todes das bleiche Antlitz überschatten sah.

„Sei nicht so traurig, Papa," lispelte die Kleine; „ich gehe zum Heiland."

Woodburn wandte sich ab, als könne er ihren Anblick nicht ertragen; die Mutter aber drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte:

„Hast du viele Schmerzen, mein Kind?"

„Nein, Mama, aber mir ist, als könne ich nicht mehr athmen. Werden jetzt die Engelein kommen und mich holen?"

„Ja, mein süßes Kind, und sie werden dich auf ihren Flügeln in den Himmel tragen, wo du keine Schmerzen mehr haben wirst.“

Es entstand eine kurze Pause, dann lispelte die Kleine nochmals „Papa!“

„Mein liebes Kind,“ erwiderte dieser sanft.

„Du kommst auch in den Himmel, nicht wahr?“

Er stammelte ein kaum hörbares „Ja,“ um die Kleine zufrieden zu stellen.

„Dann sehen wir uns ja bald wieder.“ Und bei diesen Worten verklärte ein ergreifend seliger Ausdruck das Gesichtchen des sterbenden Kindes. Seine schönen blauen Augen blickten so leuchtend empor, als dürften sie schon die herrliche Gottesstadt schauen, als wollten sie die um sein Bettchen versammelten Himmelsboten begrüßen.

Doch das war nur ein kurzer Augenblick, dann stellten auch die Schrecken des Todes sich ein. Der Vater hielt es nicht aus, die immer kürzer werdenden Athemstöße seines Lieblings zu sehen, dem nach einer halben Stunde die Mutter die Augen zum letzten Schlummer zudrückte. Nachdem sie dies gethan, folgte sie dem Gatten in sein Zimmer. „Helene hat vollendet,“ sagte sie, ihre Hand sanft in die seine legend.

„Ist's wirklich vorbei? haben wir unsern Liebling für immer verloren?“

„Nicht für immer, William. Einige Jahre noch, und wir werden wieder mit ihm vereinigt sein.“

„Du vielleicht, aber ich . . .“

„William, sprich nicht so. Ich habe dir vor Kurzem erst gesagt, wie leer und fad mir das Leben erscheint, das wir seither führten. Komm, laß uns künftig unser Glück darin suchen, unserem Kinde nachzufolgen.“

„Ich wollte gern Alles drum geben, was ich auf der Welt habe, um sterben zu können wie sie.“

„Du brauchst nichts zu geben, als dich selbst. Jesus streckt dir die Hände entgegen. Willst du sie nicht ergreifen?“

„Ich kann nicht.“

„O William, geh' zu ihm, er ist der einzige Retter.“

Er blickte sie lange an, und eine Thräne glänzte in seinem Auge. Die Nacht, in welcher er sein Kind verloren hatte, wurde die, in welcher er seinen Heiland fand.

„Hast du Jessie schon aufgekündigt?“ fragte er am andern Morgen seine Frau.

„Noch nicht,“ erwiderte diese; „aber wenn es dein entschiedener Wunsch ist, werde ich's gleich nach Helenens Begräbniß thun. Bis jetzt war mir's unmöglich, denn sie hat bei der Pflege unsres Kindes mehr gethan, als ich selbst.“

„Gut, gut. Sag' ihr ja nichts. Sie ist eine edle Seele, die wir halten müßten, auch wenn sie zwanzig Bursche wie Jack zu Brüdern hätte, und du hattest Recht, wenn du meintest, wir würden in ganz England keinen Ersatz für sie finden.“ Damit erzählte er seiner Frau den Inhalt des Briefs, der zugleich alles erklärte, was auch ihr selbst räthselhaft gewesen war.

6.

Ein halbes Jahr war verstrichen, seit der Tod seines Kindes in Woodburn's Herzen ein neues Leben geweckt hatte, doch war es nicht eine Zeit des Friedens, sondern heißen innern Kampfes für ihn gewesen, und zwar eines Kampfes, der seine Existenz in Frage stellte.

Woodburn hatte, wie schon angedeutet, sich nicht mit unbeflecktem Gewissen zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet. Als ein durchaus unbemittelter Schreiberjunge war er von dem bedeutend älteren Breadlaw in der schmeichelhaftesten Weise in sein Geschäft gezogen und bald darauf zum Associe erhoben worden. Es war ein glücklicher Griff des verschlagenen und Jedermann widerlichen Chefs der Firma gewesen, sich in dem begabten jungen Mann einen Genossen zu sichern, dessen offenes, liebenswürdiges Wesen seine eigenen Mängel gewissermaßen deckte, und dieser merkte nicht alsbald, daß das Geschäft größtentheils auf Schmuggel, und somit auf Betrug gegründet war. Erst nachdem er schon etwas von dem Taumelbecher des Reichthums gekostet, und sich ihm die Aussicht auf die Verbindung mit der schönen, bewunderten Miß Turner erschlossen hatte, durchschaute er die Sache ganz. Sollte, konnte er aber jetzt noch zurückgehen? Damals schien es ihm unmöglich. Nicht nur ein gesichertes Auskommen, sondern auch seine Liebe der Rücksicht auf die Staatseinnahmen zu opfern, dünkte ihn doch zu viel. Mehr als einmal hatte er seither ein unheimliches Gefühl, eine verklagende Stimme in seinem Innern niedergekämpft, lauter und immer lauter aber rief sie jetzt ihm zu: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“

Er fühlte, daß er die Verheißungen des Evangeliums sich nicht aneignen dürfe, so lange er dessen klaren Vorschriften zuwiderhandle, aber er kannte auch Breadlaw zu genau, um nicht vorauszusehen, welchen Eindruck eine Er-

klärung in diesem Sinne auf ihn machen werde; kein Wunder darum, daß er zauderte, den sauren Gang zu thun.

Doch einmal mußte es sein, und am heutigen Abend war Woodburn entschlossen, seinem Gewissen endlich Genüge zu thun. — Er sprach mit seinem Chef von der Ausdehnung, die das Geschäft gewonnen, von den Bedenken, die er schon länger her über die jetzt gewiß leicht zu vermeidenden Schleichwege gehabt, und drückte die Ueberzeugung aus, daß mit noch etwas mehr Rührigkeit und dem Segen, der auf strenger Gewissenhaftigkeit ruhe, aus einer Veränderung der seitherigen Praxis sich am Ende noch Gewinn statt Verlust ergeben würde. Mürrisch und fast verächtlich hörte zuerst Breadlaw ihn an, und dann suchte er ihn durch Schmeicheleien umzustimmen, indem er ihm von nun an gleichen Antheil am Geschäft anbot. Als jedoch Woodburn fest blieb, gieng es aus einem andern Ton: „Nun, William, wenn du so eigensinnig bist, will ich dir etwas andres sagen. Du bist mein Associe, ja, du hast Anspruch auf ein Viertel des Gewinns und des im Geschäft steckenden Kapitals. Du hast ein schönes Haus gebaut, hast eine schöne Frau bekommen, hast eine schöne Equipage gehalten und bist ein feiner Herr geworden; aber du hast dir auch gegen mich und andre eine schöne Schuld auf den Hals gebracht. Und mein letztes Wort ist: entweder gehst du auf meine ersten Bedingungen ein und läßt mich in Ruhe mit deinen Gewissensskrupeln, oder du nimmst deinen Antheil und bezahlst deine Schulden, nach deren Abzug von dem feinen Herrn Woodburn nur wenig mehr übrig bleiben wird als ein Bettler. Ich gebe dir ein paar Tage Bedenkzeit. So, jetzt geh' hin und überleg' dir die Sache in deinem schönen Haus mit deiner

schönen Frau. Ich hoffe, Ihr faßt einen vernünftigen Entschluß mit einander; es würde mir leid thun, dich zu verlieren."

Schweigend trat Woodburn an die Seite seiner Gattin, die auf dem blumengeschmückten Balkon sich der lieblichen Aussicht freute. „Warum bist du so traurig, William," forschte sie, nachdem ihr dieser auf mehrere Fragen keine Antwort gegeben hatte.

„Ich bin nicht traurig, Helene, nur denke ich an . . ."

„Woran, mein Lieber?"

„An einen meiner Freunde. Er besaß seither etwas, was ihm zum Leben unentbehrlich schien. Nun sind ihm die Augen darüber aufgegangen, daß dieser Besitz sich nicht mit lebendigem Christenthum und auch nur menschlicher Ehrenhaftigkeit verträgt. Was hältst du für seine Pflicht, Helene?"

„Mir scheint, ein Jünger Jesu könne nur der werden, der bereit ist, Allem abzusagen, was dem Geiste Christi zuwider ist."

Woodburn war es, als sei ihm eine Centnerlast vom Herzen gefallen. Er drückte einen Kuß auf die Wangen seiner Frau und blickte dankbar zum Himmel empor.

„Wie heißt denn dein Freund?" fuhr dann diese theilnehmend fort.

Er sah ihr wehmüthig in's Auge, und sagte mit bebender Stimme: „William Woodburn." Und ihren Arm ergreifend, um im Mondschein auf und abzugehen, erzählte er ihr nun seine ganze Geschichte.

Kein Wort schmerzlicher Ueberraschung kam über ihre Lippen. Taghell stand vor ihrer Seele jetzt auf einmal

der ganze Zusammenhang vereinzelter Andeutungen, die ihr da und dort schon zu Ohren gekommen, von ihr aber wenig beachtet worden waren, und ihr christlicher Muth und die Liebe zu ihrem Gatten concentrirten sich bald in dem Einen Wunsch, in der Stunde der Noth diesem nicht eine Last, sondern eine Stütze zu sein.

Sie benützten die ihnen gegebenen Bedenktage dazu, alle ihre persönlichen Angelegenheiten, möglichst miteinander zu ordnen; auch seine Bücher schloß Woodburn mit der äußersten Genauigkeit ab, obwohl er bis zum letzten Augenblick hoffte, Breadlaw werde sich vielleicht doch noch anders besinnen.

Dieser hatte das Gleiche von Woodburn erwartet und sich deßhalb auf keinerlei Entgegenkommen vorbereitet. Erbittert, daß seine Berechnung fehlgeschlagen, gab er Woodburn seinen Ingrimm nun auch bis auf die Hefe zu kosten. Was nur immer kaufmännischer Scharfsinn und Eigennutz vermag, wurde aufgeboten, die Forderung des Austretenden zu verkleinern und seine Schulden zu steigern, ohne doch die Berechnung juridisch angreifbar zu machen. Das Resultat davon war, daß Woodburn nach Verkauf aller seiner Habseligkeiten nur noch das Geld zur Ueberfahrt nach Kanada blieb, wo ihm ein kleiner Regierungsdienst in Aussicht stand.

7.

Frau Woodburn hatte jetzt nicht länger die Mühe, Abend- oder Mittagseinladungen abzuweisen. Seit sie nicht mehr im Besitz ihres schönen Landhauses und ihrer Equipage war, schienen alle ihre alten Bekannten recht gut ohne sie leben zu können; selbst Frau Preskott, die

bei jeder Gelegenheit sich ihrer besondern Intimität gerühmt hatte, fand es gerathen, sich eine andere Herzensfreundin zu suchen, mit der sich hin und wieder eine Spazierfahrt machen ließ. Den zu Zeiten sorgenvollen und niedergeschlagenen Gatten aufzurichten, war dafür nun Frau Woodburn's neuer Beruf.

In tiefes Sinnen versunken saß dieser eines Abends an dem bereits auch nicht mehr ihm gehörigen Schreibtisch, als seine Gattin von hinten zu ihm trat und ihm einen Kuß auf die Stirne drückte. „William," hob sie an, „ich habe da noch etwas, was uns vielleicht zu unsrer ersten Einrichtung in Kanada helfen könnte," und damit überreichte sie ihm ein Schmuckkästchen, in dem sich ein kostbares Halsband befand. Es war das Geschenk, das er ihr bei der Geburt der kleinen Helene gemacht hatte. Er selbst hatte es vergessen, sie aber es absichtlich als Nothpfennig zurückbehalten, als ihre übrigen Schmucksachen verkauft wurden. Nichts hätte ihm erwünschter kommen können, denn eben hatte er wieder über der Summe gebrütet, die ihnen zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse in der neuen Heimat noch fehle.

Er sprang schnell auf und in wenigen Augenblicken war er auf dem Wege zu dem Juwelier. Doch sollte er wieder zu dem gleichen Manne gehen, der, wie er fest glaubte, das erste Mal seine Verlegenheit benützt hatte, um ihm unbillig niedere Preise zu bieten? Nein, etliche Straßen weiter wohnte ja noch ein anderer, also diesmal lieber bei ihm einen Versuch machen.

Es dunkelte schon, als Woodburn in den Bijouterieladen von Elim und Sohn trat. Ein einnehmender junger Mann fragte ihn nach seinen Wünschen. Mit etwas zit-

ternder Hand bot Woodburn ihm das Kästchen hin. Ein Strahl der Bewunderung blitzte aus den Augen des jungen Mannes, als er es behutsam öffnete, aber schnell gewann der ihm angeborne Schachergeist die Oberhand und er sagte achselzuckend: „In der That eine prächtige Arbeit, mein Herr, nur leider ganz aus der Mode, und nicht ohne große Kosten dem jetzigen Geschmack anzupassen. Wünschen Sie das Halsband wirklich zu verkaufen, oder soll ich's nur schätzen?"

„Ich möchte wissen, was Sie mir dafür geben können."

„Ein so großes Geschäft kann ich nicht ohne meinen Vater abmachen; könnten Sie vielleicht morgen Mittag um zwölf Uhr wieder kommen?"

Woodburn zögerte einen Augenblick.

„Sie sind wohl in Eile," warf der junge Mann dazwischen. „Dann kann ich Ihnen noch einen andern Vorschlag machen. Es wird gleich neun Uhr schlagen, wo ich den Laden schließe. Wäre es Ihnen dann vielleicht gefällig, mich in unsere Wohnung zu begleiten, um meinen Vater dort zu sprechen?"

Woodburn war's zufrieden und folgte seinem Führer durch die schlecht beleuchteten Straßen fast blindlings gegen die östliche Vorstadt hin. Jetzt hielt der junge Mann vor einem großen Hause und pochte leise an die Thüre. Eine ältliche Frau öffnete sie und begrüßte ihren Sohn mit den Worten: „Du kommst heute früh nach Hause, Joseph."

„Bitte, Mutter, laß ein Licht bringen," antwortete dieser; „ich möchte diesen Herrn in's Wohnzimmer führen." Und nachdem er dies gethan, eilte er selbst in's Arbeitszimmer des Vaters.

„Vater," hob er da an, „ich habe einen Herrn her-

gebracht, der ein Halsband verkaufen möchte, ein prächtiges, sag' ich dir."

„Aber Joseph, mein Sohn, du weißt doch, daß ich ein solches Geschäft nicht jetzt abmachen werde. Wie oft hab' ich dir gesagt: Wenn du Geld verlieren willst, so kaufe Juwelen bei Nacht."

„Aber was kann ich dafür, daß er so spät zu mir kam und in solcher Eile ist? Und wenn es nicht Herr Woodburn ist, will ich nicht Joseph Elim heißen."

„Herr Woodburn? weißt du's gewiß?"

„Meinst du denn, ich kenne ihn nicht, Vater?"

„So bring' ihn herein."

Einen Augenblick darauf saß Woodburn dem Alten gegenüber, dessen Gesicht er aber im Schatten des Lampenschirms kaum unterscheiden konnte. „Ich wollte Sie fragen, ob Sie etwa geneigt wären, dieses Halsband zu kaufen. Es hat vor etlichen Jahren mich schweres Geld gekostet," begann er.

„Bring' mir's her, mein Sohn," sagte der Alte aus seiner Ecke hervor, von der aus er seinen Gast scharf in's Auge gefaßt hatte. Er nahm es und betrachtete es eine Weile prüfend, dann sagte er: „Eine veraltete, jetzt gar nicht mehr gesuchte Façon, obgleich die Arbeit vortrefflich ist und seiner Zeit gewiß sehr theuer war. Wünschen Sie das Halsband zu verkaufen, oder ein Anlehen darauf zu haben?"

„Wenn ich es überhaupt aus der Hand gebe, kann ich es nur verkaufen," erwiderte Woodburn. „Ein Anlehen könnte ich nicht darauf schließen, da ich rein nicht wüßte, wie es zurückerstatten."

„Wann ist je Herr William Woodburn nicht im

Stande gewesen, nach Belieben ein paar hundert Pfund auszuzahlen?“ fragte scheinbar ungläubig der Alte. „Ich sehe wohl, wir sind nicht die Einzigen, die sich zuweilen eine kleine Unwahrheit erlauben.“

„Sie scheinen mich zu kennen. Wissen Sie dann aber nicht auch, daß ich nicht mehr der frühere Woodburn bin? Ich möchte dieses Halsband verkaufen, weil ich Geld brauche und in einer Woche nach Amerika abzureisen denke.“

„Alle Stämme Israels! Hat Breadlaw und Comp. fallirt? Ist der Stamm des größten Baumes im Walde entwurzelt?“ fragte der Alte mit erkünstelter Verwunderung. Und doch konnte Woodburn nicht umhin, seine folgenden Fragen, die von ziemlich genauer Sachkenntniß zeugten, mit einer gewissen Offenheit zu beantworten. In wenigen Minuten hatte er von seiner Geschichte erzählt, so viel er überhaupt mitzutheilen für passend hielt.

„Könnte denn aber Herr Woodburn doch nicht in England bleiben?“ fragte darauf der Alte: „Einer seiner reichen Freunde würde ihm doch gewiß ein wenig Geld leihen. Jedermann kennt ihn ja als den besten Geschäftsmann in der Stadt und sicher wäre er bald im Stande, einen Theil des Kapitals zurückzubezahlen.“

„Sprechen Sie davon nicht weiter!“ entgegnete Woodburn aufstehend. „Sie führen mich in Versuchung. Ich hoffte von Ihnen dreihundert Pfund Sterling für diese Juwelen zu erhalten, und um ein neues Geschäft zu gründen, hätte ich mindestens dreitausend nöthig. Alle meine Freunde haben mit meinem Gelde mich verlassen; ich weiß augenblicklich keinen, der mir nur dreißig Pfund leihen möchte.“

„Dreihundert Pfund,“ brummte der Alte, indem er

das Kästchen nochmals öffnete: „Wahrhaftig viel Geld für eine veraltete Façon. Komm, Joseph, führe Herrn Woodburn in's Besuchzimmer und biete ihm etwas Wein und Obst an."

Einen Augenblick darauf trat er selbst auch dort ein, einen Pack Banknoten und andere Werthpapiere in der Hand. „Herr Woodburn," hob er an, „wenn es nicht gar zu unbescheiden von mir ist, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, möchte ich mir doch erlauben, Ihnen zu sagen, daß meiner Ansicht nach es besser wäre, Sie blieben im Land. Haben Sie nicht zwanzig Jahre lang mit viel Gewandtheit ein großes Geschäft geleitet? Weiß nicht Jedermann in Portsmouth, daß Herr Woodburn ein Kaufmann ersten Rangs ist, und wäre es nicht schade, wäre es nicht ein wahrer Verlust für die Stadt, wenn Sie sie verließen, um nicht wieder zu kommen?"

„Ich hab' Ihnen nun aber einmal gesagt, daß ich nicht anders kann," entgegnete Woodburn ungeduldig.

„Nicht kann?" fuhr der Alte fort, „wir sollten nicht so schnell bei der Hand sein, etwas unmöglich zu heißen. Sie haben mir soeben gesagt, Sie haben keine Freunde, von denen Sie auch nur dreißig Pfund entlehnen könnten. Ich meinerseits glaube, Sie haben mehr Freunde, als Sie wissen. Nehmen Sie z. B. mich, Ihren geringen Diener, Joseph Elim. Ich würde mir's zur Ehre rechnen, wenn Sie mir erlauben wollten, Ihnen 5000 Pfund zu 4% jährlich vorzustrecken. Sie würden mich zum zweiten Male in meinem Leben zum Dank verpflichten, wenn Sie die Güte hätten, auf meinen Vorschlag einzugehen. Ich habe da auch etwas Münze mitgebracht für den Fall, daß Sie augenblicklich etwas Geld gebrauchen könnten."

Woodburn sah ihn wie versteinert an; er wußte nicht, ob er wache oder träume.

„Zum zweiten Mal in Ihrem Leben?“ brachte er endlich heraus. „Wann hab' ich denn je . . .“

„Sie erkennen also den alten Israeliten nicht wieder, den sie vor etwa acht Monaten auf dem Postwagen von Brighton aus großer Gefahr gerettet haben,“ entgegnete Elim lächelnd. „Mein Aussehen hat sich verändert, denn ich war damals in Trauer, aber nicht mein Herz. Nie habe ich seither Ihren Namen nennen gehört, ohne zu sagen: „Möge der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ihn segnen.“

William Woodburn gieng nicht nach Amerika. Am folgenden Tag lehnte er ehrerbietig dankend die ihm in Aussicht gestellte Regierungsstelle ab und begann mit Elim's Darlehen ein eigenes, auf die strengste Gewissenhaftigkeit gegründetes Geschäft. Nach etlichen Jahren konnte er seine Schuld mit schönen Zinsen heimzahlen. Wieder etliche Jahre später erhob sich in der östlichen Vorstadt von Portsmouth eine von Woodburn gegründete Schule für arme Judenkinder, und an der Stelle der ‚Unionsflagge‘ eine Seemannsheimat, zu deren würdigem Hausvater ihr Stifter den alten Waters bestellt hatte.

Ein Seelenvater.

An einem der schönsten Punkte des schönen Griechenlands steht das jetzt verlassene Kloster St. Lukas. Im Schatten der sich fast senkrecht zu den Wolken erhebenden Bergspitze, an deren grünendem Fuße die Mönche sich ansiedelten, haben die vor Jahrhunderten von ihnen gepflanzten Bäume eine in jenem trockenen Klima seltene Ueppigkeit und Größe erlangt. Nicht weit vom Kloster sind die Marmorbrüche, aus denen einst das Material zu den prachtvollen Tempeln geholt wurde, deren weiße Säulen noch geisterähnlich die attische Ebene bedecken. Dank dieser Nachbarschaft ist auch die zum größten Theile erhaltene Klosterkirche beinahe ganz aus blendend weißem Marmor erbaut. Ihre zerfallene Westseite läßt Luft und Licht ungehemmt in's Innere dringen. Dort brennt auf dem Altar noch immer Tag und Nacht eine silberne Lampe, die fromme Hände aus einem entfernten Dörflein allwöchentlich mit neuem Oel versorgen. Die Malereien an den Wänden haben in der reinen, klaren Luft ihre ursprüngliche Frische bewahrt, und die bleichen edlen Gesichter der Märtyrer schauen mit dem Ausdruck himmli=

schen Friedens und einer Liebe, die stärker ist als der Tod, in die Einsamkeit hinaus. Gerade unter den Ruinen eilt ein Bächlein in munterem Lauf mit melodischem Gemurmel dem ägeischen Meere zu, von dem bei den ersten Sonnenstrahlen ein glänzender Streifen sichtbar wird, bis sich gegen Abend die Schatten der Berge darüber lagern.

Auf einer der zerbrochenen Säulen des in den Haupttheilen erhaltenen Klosters saß vor etlichen Jahren an einem schönen Sommerabend ein Fremder. Trunken schweifte sein Auge über die herrliche Landschaft hin, die in fast überirdischer Lieblichkeit vor ihm lag. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne übergossen den fernen Ocean, die Olivenbäume am Ufer und den Berg mit seinen Haiden und Myrten in tausendfarbigen Schattirungen mit ihrem sanften purpurnen und goldenen Licht; sie glänzten hinein in die weißen Marmorhallen der Kirche und verliehen den Gestalten der Heiligen, über die sie hinzitterten, eine Art Leben. Schöner noch als dieses bewegliche Farbenspiel breitete sich allmählig über die ganze Scene von keinem Abendwölkchen mehr umsäumt, das tiefe Blau des Himmels aus. Wie ein an seiner Pforte aufgehängtes Lämpchen glänzte der milde Schimmer eines einzigen Sternes herab. Kein Laut war hörbar außer dem leisen Rauschen des Bächleins und den fernen Stimmen der Nachtigallen zwischen den Lorbeersträuchern am Bergabhang. Lange schien der Mann in den Anblick dieses überwältigenden Schauspiels versunken; endlich aber rang sich ein tiefer Seufzer von seinen Lippen los, und unwillkürlich machte er seinen Gefühlen in den Worten Luft: „warum soll ich weiter ziehen und suchen, was ich doch nicht finde? Hier

ist wenigstens ungestörte Einsamkeit und Ruhe, und unaussprechliche Schönheit. Ich bin es müde, zwecklos umherzuwandern; was liegt daran, wo mein nutzloses, hoffnungsloses Leben zerrinnt! Diese liebliche Stelle soll mir ein Obdach gewähren, so lange es dauert und einst ein von Niemand gekanntes Grab!"

Hier erhob er sich und in seiner männlichen Haltung und seinen festen Zügen prägte sich die Bestimmtheit seines Entschlusses aus. Er war ein Engländer, etwa vierzig Jahre alt, von weißer Gesichtsfarbe, hellen Haaren und jener muskulösen Gestalt, die so vielen Söhnen Britanniens eigen ist. Seine gefurchte Stirn und die tiefliegenden Augen, in denen noch die düstere Flamme erstickter Leidenschaften fortglimmte, verriethen, daß mancher harte Kampf seinen Weg durch's Leben bezeichnet hatte.

Mit wenigen raschen Schritten befand er sich gerade über den Bäumen am Rande des Bächleins, wo seine Diener sein Reisezelt aufgeschlagen hatten. Offenbar war er ein Mann von Vermögen. Drei bis vier Pferde hatten sein Gepäck hierher gebracht; der herrliche Araber, den er ritt, wurde von einem eigenen türkischen Reitknecht bedient; drei schmucke Griechen schienen aus der Zahl der Reisebegleiter, welche die Gasthöfe Athens belagern und den unermüdlichen Briten, die fort und fort die Thermopylen zu besuchen und den Parnassus zu besteigen kommen, ihre Dienste anbieten, wie ausgewählt, um eine malerische Wirkung hervorzubringen. Sie waren eben emsig damit beschäftigt, ihrem zeitweiligen Herrn die Abendmahlzeit zu bereiten, als dieser plötzlich auf einem Felsvorsprung über ihren Häuptern erschien und mit heller Stimme rief: „Dimitri!"

Der erste Diener, ein Griechenland bereisenden Nordländern wohl bekannter Mann, eilte auf ihn zu mit dem gewöhnlichen Gruß des Ostens: „Was steht zu Befehl, Herr Sydney?“ Dimitri konnte mindestens ein halbes Dutzend Sprachen, Sydney aber hatte sich während eines früheren Aufenthalts im Orient mit dem Neugriechischen so vertraut gemacht, daß er im Verkehr mit seinen Dienern und dem Volk immer nur dieses gebrauchte. Was er dießmal zu sagen hatte, brachte aber den sonst unerschütterlich gleichmüthigen Dimitri, der sich zu rühmen pflegte, daß ihn nichts überrasche, weil er alles wisse, total aus der Fassung. Sydney wollte nicht weiter reisen, sondern in dem verlassenen Kloster seine Wohnung aufschlagen; Dimitri sollte ihn da mit seinem Pferd, seinem Zelt und all seinen Habseligkeiten allein zurücklassen und mit den übrigen Dienern nach dem Dorfe umkehren, in dem sie die vergangene Nacht zugebracht hatten. Dort sollte er mit den Leuten, die jeden Samstag in das einstige Heiligthum wallfahrteten, um auch in der Einöde noch das Flämmchen zu unterhalten, das zeugen sollte von dem ewigen Licht, eine Uebereinkunft treffen, daß sie Sydney dann gleich die nöthigsten Lebensbedürfnisse mitbringen; ein Brief, den Dimitri an Sydney's Banquier in Athen erhielt, gab letzterem Anweisung, von Zeit zu Zeit eine Summe Geldes in die Ruinen von St. Lukas zu senden.

Ein einziges Wort schlug jede Gegenvorstellung oder Aeußerung des Erstaunens von Seiten Dimitri's nieder, der, so gewöhnt er auch an die Sonderbarkeiten der „Milors Anglais“ (englischen Reisenden) war, doch nie in Berührung mit einem ganz so närrischen Herrn gekommen war, wie dieser ihm schien. In gebieterischem Ton gab

Sydney seinen Schlußbefehl, daß vor Tages-Anbruch die ganze Reisegesellschaft aufzubrechen und ihn allein zu lassen habe; und ohne sein Zelt zu benützen, legte er sich unter freiem Himmel auf dem weichen Moos zwischen den Bäumen zur Ruhe nieder, um, ehe der Schlaf seine Augen schloß, noch die goldenen Sterne am blauen Himmelsgewölbe aufsteigen zu sehen. Kaum streiften die ersten Morgenstrahlen die Spitzen des Berges, so wandte er sich zu den verblüfften Dienern und bezeichnete ihnen schweigend den Weg, den sie einzuschlagen hatten. Noch ehe im Osten ein Stück des Meeres sichtbar wurde, war er allein.

Und nun ein Wort über Sydney's frühere Geschichte. Das einzige Kind eines englischen Kaufherrn von fürstlichem Reichthum, war er im 21. Jahre in den vollen Besitz des väterlichen Erbes gekommen, ohne daß ihm eine menschliche Seele zur Seite stand, die sich berechtigt oder verpflichtet gefühlt hätte, ihn zu warnen oder zu berathen. Seine feurige Gemüthsart ließ ihn seine Befriedigung mehr im Umgang mit Menschen als in wissenschaftlichen Beschäftigungen suchen, zu denen übrigens sein reichbegabter Geist in hohem Grade befähigt war. Sowohl seine persönliche Liebenswürdigkeit als die Glücksgüter, die ihm zugefallen waren, erschlossen ihm alle Herzen und Häuser, und einige Jahre hindurch schwelgte er in allen Genüssen, die diese Welt zu bieten vermag. Und doch vermochten sie nicht das tiefste Sehnen seines Herzens zu stillen. Gerade der Umstand vielleicht, daß ihm alle irdischen Freuden wie von selbst in den Schoß fielen, erweckte in ihm das Bewußtsein, daß nicht Endliches die Bedürfnisse eines unsterblichen Geistes befriedigen kann und mitten

im Genuß der Gegenwart blickte er zuweilen verlangend nach dem Grabe hin, als ob erst jenseits desselben der bessere Theil seines Wesens volles Genüge finden könnte. Hier schon ernstlich Nahrung zu suchen für diesen bessern Theil seines Wesens, dazu kam er aber nicht; dazu war sein Leben zu zerstreut, zu ausgefüllt durch immer neue Eindrücke. Zu eigener Prüfung des in kindlichem Vertrauen von den Eltern überkommenen Glaubens kam er ebenso wenig; als aber später zwei Personen, die er in diesem Glauben fest gegründet wähnte, einen fast unbegrenzten Einfluß auf ihn übten, lehnte er sich im Gefühl völliger Sicherheit auf sie als auf nimmer wankende Stützen. Wohl fühlte er, daß das Leben, das er führte, nicht ganz mit diesen Ueberzeugungen übereinstimmte, aber da er nichts an sich Schlechtes that, begnügte er sich wie viele Andere mit seinem heißen Verlangen nach einem sündlosen zukünftigen Leben und verschob die Aufgabe, sich für ein solches vorzubereiten, auf gelegenere Zeit.

Jene beiden Personen, die er mit der ganzen Glut seiner Seele in einer Weise umfaßte, die darin keinen Raum mehr ließ für irgend eine andere Liebe, waren eine früh verwaiste, ihm von zarter Kindheit an zur Braut bestimmte Verwandte und sein Freund Ruthven. Sein Bäschen Leila namentlich liebte er mit eifersüchtiger Leidenschaftlichkeit; es war ihm süß, daß sie durch die Uebereinkunft ihrer beiderseitigen Eltern von jeher ihren Beschützer in ihm sah und nicht der leiseste Zweifel beschlich seine Seele, ob das liebliche, holde Wesen ihm auch ebenso zugethan sei, wie er ihr. Ihr 18. Geburtstag war zum Hochzeitstag bestimmt, ohne daß irgend Jemand daran gedacht hätte, sie zu fragen, ob ihr Herz Ja sage zu einem so unauf-

löslichen Bund. Dieser Tag nahte. Ruthven, Sydney's Jugendfreund und Genosse seiner ersten Reisen, jetzt von diesem zum Geistlichen der auf seinen väterlichen Gütern wohnenden Pächterfamilien bestellt, sollte die Trauung vollziehen. Sydney glaubte ihn ganz nur von selbstvergessender christlicher Liebe beseelt und hatte kein Auge für den Kummer auf seinem blassen Gesicht und für Leila's traurige Blicke. Am Morgen des lang ersehnten Tages stand er auf der Terrasse des festlich geschmückten Hauses, in das er in einer Stunde Leila als Gebieterin einzuführen hoffte, und überschaute stolz die schönen Besitzungen, die er ihr zu Füßen legen konnte. Da trat ein Bote ein, und drückte ihm schweigend ein Briefchen in die Hand und eilte wieder davon. Es lautete:

„Vergib, vergib! Wir haben seit Monaten Tag für Tag gekämpft und gerungen, wahr gegen dich zu sein; umsonst! Liebe ist stärker als Ehre und Freundschaft. Vergiß uns, und wenn du kannst, vergib. Wenn du diese Zeilen erhältst, werden wir das Band schon geknüpft haben, das nur der Tod lösen kann. Leila und Ruthven."

Sydney zerriß das Papier in hundert Stückchen und trat es in den Staub, aber sein Inhalt blieb mit Flammenschrift in seine Seele gegraben. Fast wahnsinnig vor Wuth und Schmerz übergab er sein Gut einem Verwalter und ernannte an Ruthvens Stelle einen Mann, dessen Gesicht er noch nie gesehen hatte. Dann erst erwachte er zu vollem Bewußtsein dessen, was dieser Verrath in ihm gewirkt hatte: seine Hoffnungen hatten sich in Verzweiflung, seine Liebe in Haß, sein Glaube an ihren Glauben in die äußerste Bitterkeit verwandelt. Gierig las er jetzt die Schriften der Spötter und Zweifler, und um mit

Allem zu brechen, was er einst an Denen, von welchen er sich so schnöde betrogen sah, geliebt hatte, stürzte er sich vom Unglauben in den Pfuhl des Lasters. Zehn Jahre, in denen er durch sinnliche Genüsse Erinnerung und Gewissen zu übertäuben suchte und die menschliche Natur nur von ihrer schlimmsten Seite kennen lernte, hatten endlich in ihm einen solchen Ekel und Ueberdruß an seiner seitherigen Lebensweise erweckt, daß plötzlich der Entschluß in ihm reifte, in der tiefsten Einsamkeit sich nun der Malerei und Dichtkunst zu widmen, worin er sich in bessern Tagen schon versucht hatte.

In der Stille, in die er sich jetzt begab, erwachten aber wieder die tieferen Bedürfnisse seiner Seele und zwar mit einer Macht, die sie selbst damals nicht gehabt hatten, als er noch vertrauensvoll und hoffend in die Zukunft blickte. Die herrliche Natur, die ihn umgab, und die Beschäftigungen, die er sich darin erwählt hatte, wirkten bald erfrischend und beruhigend auf sein Herz. Der Wunsch nach neuen Aufregungen verstummte, der Sturm der Leidenschaften legte sich, aber nur um so lauter wurde dadurch das über die Grenzen des Irdischen hinausreichende Sehnen seines Geistes. Entschlossen, nicht wieder in eine Welt zurückzukehren, in der er so viel gelitten und gesündigt hatte, empfand er indessen, ohne daß er sich's selbst recht gestand, nach etlichen Wochen doch zuweilen ein Verlangen, wieder eine menschliche Stimme zu hören und den Druck einer Freundeshand zu spüren.

So ritt er einst in der Morgendämmerung den Berg hinan, um die Sonne in ihrer wunderbaren Farbenglut

aus dem Meer emportauchen zu sehen. In den herrlichen Anblick versunken verweilte er, bis ihre Strahlen den Pfad beleuchteten, den er noch im Halbdunkel unter den erbleichenden Sternen gekommen war. Eben wollte er umlenken, als eine sanfte Kinderstimme ihm zurief: „Milord Fremder, möchten Sie mir nicht helfen, meine Mutter zu wecken!“ Erstaunt wandte sich Sydney um und sah in geringer Entfernung ein Weib unter einem Oelbaum sitzen und einen Knaben neben ihr knieen, der sie zärtlich mit seinen Armen umschlang. Er stieg vom Pferd und gieng ruhigen Schrittes auf die Beiden zu.

Die Frau trug die malerische Tracht der albanesischen Bäuerinnen: das lange, weiße Unterkleid, den schweren, braunen Tuchrock, und auf dem schwarzen Haar die rothe Mütze und den weißen, wallenden Schleier. Sie schien in tiefen Schlaf versunken; ihr Haupt neigte sich auf die Brust herab; die gefalteten Hände ruhten auf ihrem Schoß. Als Sydney nahte, sah ihm der Knabe in's Gesicht. Das Auge des Künstlers war betroffen von dem herrlichen Ebenmaß seines Kopfes, wie man es zwar nicht selten bei jungen Griechen und Süd-Italienern, aber nie in nördlicheren Gegenden findet. Seine feinen, edlen Züge erinnerten an die Meisterwerke des klassischen Alterthums, sein weiches, braunes Haar fiel ihm über die Schultern herab, aus seinen großen dunklen Augen sprach eine liebliche Mischung von kindlicher Unschuld und sinnigem Ernst. Er mochte etwa 13 Jahre alt sein und trug nicht die scharlachrothe Jacke und den weißen Rock anderer Knaben seines Alters, sondern ein weites dunkles, durch einen breiten Purpurgürtel zusammengehaltenes Gewand, das sogleich verrieth, daß er zum Priester bestimmt war.

„O bitte, helfen Sie mir, meine Mutter wecken,“ wiederholte er zutraulich.

„Sie scheint sehr müde zu sein,“ erwiderte Sydney. „Wir reisen aus unserer Heimat nach Athen, wo ich in das Seminar eintreten soll, um ein Papas (Priester) zu werden,“ fuhr der Knabe fort. „Wir hofften gestern Abend das nächste Dorf zu erreichen, aber ich war müde und die Luft so warm, daß meine Mutter sagte, wir könnten wohl unter diesem Baume schlafen. Das haben wir gethan, aber jetzt kann ich sie nicht wecken, und das ist seltsam, denn sonst wacht sie immer mit der Sonne auf.“

Sydney trat näher und berührte die Hand der Frau, doch eben so schnell ließ er sie erschrocken wieder los; denn die eisige Kälte des Todes lag auf ihr. Im selben Augenblick wurde er auch die Ursache davon gewahr, indem seine Bewegung eine große Schlange aufschreckte, die sich um den Fuß der Schläferin gewunden hatte. Mit leisem Zischen hob sie den Kopf in die Höhe und kroch hinweg; sie gehörte zu einer sehr giftigen Art, deren Biß fast augenblicklich tödtet. Sydney hatte schon öfters von derartigen Unglücksfällen unter den in ihren Weinbergen oder Oelgärten beschäftigten Landleuten gehört und konnte sich leicht die Geschichte der entseelten Frau zusammenstellen. Die Schlange war ohne Zweifel zwischen den Wurzeln des Baumes versteckt, als sie sich dort niedersetzte und brachte ihr, während sie schlummerte, den Biß bei, in Folge dessen sie ohne zu erwachen in den Todesschlaf versank. „O die Schlange! die schreckliche Schlange!“ schrie der Knabe, dem es nicht entgieng, wie sie sich langsam von dem Platz losringelte, an dem seine Mutter saß, „lassen Sie sie nicht zu meiner Mutter kommen, sie wird

sie beißen, sie wird sie tödten." Und entsetzt schlang er seine Arme um Sydney, der ihn zärtlich an sein Herz drückte und sprach: „Mein Kind, ich fürchte, sie hat deine Mutter schon gebissen."

„Dann wird sie sterben," rief der Knabe schluchzend. „Laß mich, laß mich!" und sich von Sydney losmachend, stürzte er auf seine todte Mutter zu, schlang seine Arme um sie und rief sie mit den rührendsten, zärtlichsten Namen, die unter den griechischen Landleuten üblich sind: „Mütterchen! mein Licht, mein Leben, mein Kleinod!" Aber die Lippen, deren Worten er so oft gelauscht hatte, blieben stumm. Als er sah, daß all sein Flehen vergeblich war, drückte er sie fester an sich und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen; doch wie ihre kalten Wangen die seinen berührten, entfuhr ihm ein leiser Schrei; er erblaßte und sank ohnmächtig zurück.

Sydney betrachtete einen Augenblick die todte Mutter und den scheinbar jetzt ebenso leblosen Sohn, während er über die geeignetsten Maßregeln nachdachte, die er unter diesen Umständen ergreifen konnte. Er wußte, daß nach Landessitte die Beerdigung der Verstorbenen innerhalb 24 Stunden nach ihrem schon vor einer Weile erfolgten Tod statt zu finden hatte; somit beschloß er, vorerst den Knaben im Kloster in Sicherheit zu bringen und dann in's nächste Dorf zu reiten und Hülfe zum Begräbniß der Leiche zu holen. Ohne das Kind aus seiner süßen Bewußtlosigkeit zu wecken, trug er es auf sein Pferd und sprengte mit ihm seiner einsamen Wohnung zu.

Die rasche Bewegung und die dadurch erzeugte Luftströmung brachten indeß den Knaben zum Bewußtsein zurück, und als Sydney am Thor des Klosters abstieg, schlug

er seine schönen Augen auf und blickte verwirrt um sich her. Mit einer Besorgtheit, deren ein oberflächlicher Beobachter den ernsten, strengen Mann kaum fähig gehalten hätte, trug dieser den Knaben auf sein eigenes Bett, gab ihm einige Schlücke Wein, in die er etwas Opium mischte, und sagte ihm, er sei krank gewesen und müsse nun schlafen. Folgsam schloß das Kind die Augen, aber plötzlich schlug es sie wieder auf und fragte: „Wo ist meine Mutter?“ „Sie schläft,“ erwiederte Sydney, „und wenn du erwachst, darfst du sie sehen.“

Ohne eine weitere Bemerkung legte sich nun der Knabe zum Schlafe hin. Sobald das Opium zu wirken anfing, schloß Sydney die Thüre und ritt in das nächste Dorf, wo seine Erzählung schnell die Theilnahme der erregbaren griechischen Landleute erweckte, die, ihren Priester an der Spitze, ihm zur Leiche folgten. Während jene nun mit ihrer traurigen Last langsam dem Kloster zuschritten, eilte Sydney zu seinem Pflegling voraus.

Erst gegen Abend erwachte der Knabe. Nachdem er Speise zu sich genommen hatte und wieder zu voller Besinnung gekommen war, konnte Sydney der Antwort auf seine sehnsuchtsvollen Fragen nach der Mutter nicht länger ausweichen und mußte ihn an die schmerzliche Wahrheit erinnern. Es folgte noch ein wilder Ausbruch des Jammers; auch in diesem weichherzigen, lenksamen Kinde verbarg sich nicht die Leidenschaftlichkeit der orientalischen Natur, plötzlich aber wurde es still, machte das Zeichen des Kreuzes über Brust und Stirne, sah Sydney mit einem Blick voll kindlicher Unschuld an und fragte: „Ist es nicht Unrecht zu trauern? Wenn mein Mütterchen gestorben ist, ist sie im Paradies, nicht wahr?“

„Ich hoffe so;“ erwiderte Sydney, indem ein wehmüthiges Lächeln, daß eine solche Frage an ihn gerichtet wurde, sich über seine Lippen stahl.

„Dann ist sie selig,“ fuhr der Knabe fort und ein himmlischer Friede verbreitete sich über sein Gesicht.

„Im Paradies ist's schön; alle Heiligen sind da und haben für immer Licht und Leben. Dort braucht sie ihren Irenäus nicht, und wenn der Engel Athanatos (der Tod) auch mich ruft, dann wird sie am Perlenthor auf mich warten und ich werde sie bei der Hand fassen und mit ihr hineingehen. Dann werden wir mit einander am Lebensstrome wandeln unter Blumen, die nie welken. Ich will nicht mehr weinen.“ Und seine Thränen trocknend lächelte er seinem erstaunten Wirthe zu.

„Wer lehrte dich das Alles, Irenäus?“ fragte er.

„Die Papas in unserm Dorf. Und als ich all das meinem Mütterchen erzählte, bat ich sie, mich auch einen Papas werden zu lassen, damit ich auch Andern von dem schönen Paradies erzählen und sie lehren könne, wie man hin kommt. Aber jetzt mag ich nimmer in's Seminar gehen,“ fuhr er traurig fort, „wenn meine Mutter mich nicht dort besuchen kann. Sie wollte nach Athen ziehen, um an jedem Festtag zu mir zu kommen.“

Noch ehe Sydney antworten konnte, tönte der melodische, überaus wehmüthige Todtengesang der griechischen Kirche durch die Klosterhallen herauf. Irenäus zitterte am ganzen Leibe, als die Trauerklänge näher und näher kamen und der Leichenzug am Umrang des Berges sichtbar wurde; doch er machte nochmals das Zeichen des Kreuzes, stand auf und gieng hinaus. Sydney folgte ihm. Sie schritten mit einander dem grünen Platze hinter

dem Kloster zu, wo die Mönche im Schatten der großen Bäume sich ihren letzten Ruheplatz ausersehen hatten. Von dort konnten ihre Augen dem Zuge folgen, wie er auf dem Felsenpfade nahte, bald durch eine Gruppe Oelbäume verdeckt, bald wieder von der untergehenden Sonne beleuchtet, die ihre letzten Strahlen über diese Scene goß. Auf einer rohen Tragbahre von Olivenzweigen lag die Mutter des Knaben mit unverhülltem Gesicht. Die Landleute hatten einen Oleanderkranz um ihre noch jugendlich schöne Stirn gewunden, und voraus schritt der Priester in seinem langen, dunklen Gewand und mit dem Trauerflor, die einzige schwarze Figur bei dem Begräbniß.

Die Träger legten ihre Bürde vor dem Altar der Kirche nieder, bis die Bauern unter einer großen Eiche ein Grab für sie gegraben hatten; dann wurde sie mit einem der feierlichen, seit 1500 Jahren unverändert giltigen Gebete der Kirche dem Schoße der Erde übergeben. Zu ihren Füßen legte man etwas Korn und Wein, als Zeichen, daß sie durch den Genuß des Sakraments den Keim des Auferstehungsleibes in sich aufgenommen habe. Und als letzte Probe, daß erst beim Schall der Posaune sie wieder zum Leben erwachen werde, forderte man Irenäus auf, ihr nochmals mit all den Namen zu rufen, die seine Liebe ihm eingebe. Er gehorchte. Am offenen Grabe knieend und die Hände über das treue Herz ausbreitend, an dem er so oft geruht hatte, rief er: „O Mutter! Mutter! dreimal Geliebte! Licht meiner Augen! Komm zurück zu deinem Kind! Irenäus ruft dir. O höre meine Stimme, süße Mutter!“ — Umsonst! — „Telos, es ist aus!“ sagte der Priester, machte das Zeichen des Kreuzes über dem blassen Antlitz, bedeckte es ehrerbietig mit den Falten des weiten

Schleiers, und auf ein Wort von ihm füllten die Bauern das Grab und schlossen es wieder mit grünen Rasenstücken.

Nach einer kurzen Pause nahm der Priester Irenäus bei der Hand und führte ihn weg. Der Knabe aber wandte sich mit sehnsüchtigem Blick gegen Sydney und streckte seine Arme nach ihm aus. Dieser folgte dem Priester mit plötzlichem Herzensdrang und fragte: „Was soll aus diesem Kinde werden?"

„Ich weiß es in der That nicht," lautete die Antwort. „Er ist jetzt ganz und gar verwaist. Sein Vater starb vor einigen Jahren und seine Mutter war aus Janina gebürtig, also fremd in unserm Dorf."

„Gebt ihn mir und laßt ihn mein (psychopaidi) Seelenkind sein," entgegnete Sydney schnell. — Irenäus stimmte durch einen leisen Freudenschrei diesem Vorschlag bei.

„Aber er sollte ein Papas unserer Kirche werden," erwiderte zögernd der Priester.

„Und das soll er werden, wenn es sein Wunsch bleibt," sagte Sydney. „Unterdessen kann ich ihn Alles lehren, was er in den ersten paar Jahren im Seminar gelernt hätte. Er mag dann dorthin gehen, wenn es an der Zeit ist, daß er in den Büchern und in der Lehre der Orthodoxen unterrichtet wird."

Diese letzten Worte, sofern sie seiner Kirche den von ihr beanspruchten Namen der allein rechtgläubigen gaben, befriedigten den Priester vollkommen. „Willst du diesen Fremden als deinen Seelenvater annehmen?" fragte er Irenäus.

„Ja, ja!" rief der Knabe, „er ist gütig gegen mich gewesen und er wohnt, wo meine Mutter schläft. Ich will bei ihm bleiben."

„Dann nehmt ihn hin im Namen Gottes,“ sprach der Priester, indem er des Kindes Hand in die Sydney's legte und das Ende seines Gewandes über beide ausbreitend sie als Vater und Sohn im Geiste erklärte. Eine halbe Stunde nachher verschwand er mit den heimkehrenden Bauern am Bergabhang, und Irenäus schlief in Sydney's Armen.

Zehn Jahre lang hatte dieser sein Herz jeder zarteren Regung verschlossen, jetzt aber fand das hingebende Vertrauen des heimatlosen Kindes mit einem Male den Schlüssel dazu und der lange zurückgedrängte Strom seiner feurigen Gefühle ergoß sich auf den Genossen seiner Einsamkeit. Irenäus war auch ein Wesen, das wohl Liebe wecken konnte. Er gehörte zu jenen wunderbar begabten Kindern, auf denen das Auge der Mutter nur mit Bangen ruht, weil ihr frühreifer Geist eine baldige Verpflanzung in eine andere Welt ahnen läßt. Sein ganzer Gedankenkreis drehte sich um das Paradies und die Heiligen dort oben im Reich des Lichts; wachend und träumend schien ihn kein anderer Wunsch zu beseelen, als auch bald eingehen zu dürfen in jene reinen, von keiner Sünde befleckten Sphären. Er wußte von nichts anderem zu sprechen; nur die verschiedenen Wege, auf welchen, wie er gehört hatte, die ersten Blutzeugen im Feuerwagen des Märtyrertodes dorthin gelangten, brachten Abwechslungen in seine Unterhaltungen über dieses Thema.

Alle Schönheit, die ihn umgab, war ihm eine Quelle des Entzückens, weil er darin nur das Abbild der viel größeren Herrlichkeit sah, an der sich im ewigen Leben seine Augen weiden würden. Himmel und Erde verkündeten ihm die Liebe Gottes, den er mit einer nach dem

Maße seiner Erkenntniß immer wachsenden Gegenliebe umfaßte. Ein seltsamer Gefährte für den im Sündendienst ermüdeten Mann, der sich selbst beschwatzte, ein Gottesleugner zu sein! Unmerklich jedoch verbreitete der liebliche Kinderglaube des Knaben auch über seine geängstete Seele ein friedliches Licht, das weder bewußter Glaube noch eigene Hoffnung, aber doch ein Schimmer von beiden war.

Bald aber weckte der ihm wie vom Himmel herabgesandte Knabe schmerzliche Befürchtungen in dem Seelenvater. Es war, als verzehre dessen brennendes Verlangen nach dem Land ohne Leid und ohne Thränen die zarte Hülle, die ihn noch am Eingang in dasselbe hinderte, und als schmelze das innere Feuer alles hinweg, was noch irdisch an ihm war. Tag für Tag wurden seine schönen Züge noch geistiger, seine großen Augen glänzender und seine dünnen, oft zum Himmel erhobenen Hände durchsichtiger. Endlich nahm die Schwäche so zu, daß Sydney ihn wie ein kleines Kind von einem Platz zum andern tragen mußte.

Aber mit dem Zerfallen der körperlichen Kraft wuchs die der Seele. In Irenäus Gedanken lag eine wunderbare Tiefe, in seinen Worten eine überraschende Weisheit; oft war es als spreche ein Mann aus der Hülle des Kindes. Unbewußt wurde der Knabe Sydney's Lehrer, und es begann zu tagen in dem umnachteten Gemüth des Mannes. Er konnte die Freudigkeit des Kindes beim Gedanken an den Tod, und die außerordentliche Entfaltung aller seiner Gaben bei dem Hinwelken des Körpers nicht fassen. Doch „Sterben“ schien ihm nicht der Name für dieses erstaunliche Wachsthum mit jedem Schritt zum Grabe, und so fest er sich in die Burg seines Un-

glaubens verschanzt hatte, kamen Stunden, in denen er sich gestehen mußte, daß es Thorheit sei, auch nur daran zu denken, daß mit dem Verlassen des zerbrechlichen Gefäßes ein Geist aufhören könnte zu sein, dessen Kraft so wunderbar zunahm, während er sich aus jenem losrang.

Nach einer Nacht, die Sydney am Lager des blassen, fast regungslosen Knaben durchwacht hatte, fuhr dieser plötzlich mit leuchtenden Augen aus seinem Schlummer auf und rief: „Freude! Freude! die selige Stunde ist da! ich darf heim! heim! Ich habe die Stimmen gehört, die mir riefen; ich habe ihre glänzenden Gestalten gesehen. Trage mich hinaus, lieber Vater, daß ich die Sonne aufgehen sehe, denn ich werde mit ihr zu einem Tage erstehen, der kein Ende nimmt.“ Sydney trug ihn hinaus und legte ihn am Ufer des Bächleins auf's Moos nieder. Mühsam athmend aber mit verklärtem Antlitz heftete der Knabe seine Augen fest auf die allmählich erbleichenden Sterne, als ob er mit seinem Blick die Himmelsräume durchdringen wollte. Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sein blasses Gesicht beschienen, faltete er die Hände und rief mit ersterbender Stimme die starken Worte: „Er ist gekommen, der ewige Tag, und nach der Nacht bricht mir der reine unsterbliche Morgen an! Jetzt werd' ich die Wunder der Schöpfung sehen; die Welten, die zu Gottes Füßen kreisen, die Sterne, die auf sein Wort ihre glänzenden Bahnen ziehen, und alle die Seelen, die sein Hauch in's Dasein gerufen hat und die jetzt ewig bei ihm leben.“ Während er noch sprach, schien er etwas zu erblicken, was Sydney nicht sah; seine großen Augen öffneten sich noch weiter, sein Gesicht strahlte von unaussprechlichem Entzücken; seine Kraft brach zusammen. „Liebe, unendliche — ewige

— Liebe" — lispelte er noch, und seine Seele war entflohen.

Sydney fiel auf die Kniee, küßte das kalte Antlitz, fühlte den Puls, legte die Hand auf das Herz des Knaben; es hatte aufgehört zu schlagen. Aber in diesem Augenblicke fühlte er auch, daß der eben noch so selige, lebens- und glaubensvolle Geist seines Lieblings nicht verflogen, zerfahren, vernichtet sein könne; wie Schuppen fielen die Scheingründe, mit denen er sich zu beruhigen gesucht hatte, von seinem geistigen Auge. Was er in seiner Kindheit von dem Liebesrathschluß Gottes mit dem armen gefallenen Geschlecht der Menschen gehört hatte, wurde ihm in nie geahnter Weise zur Wahrheit und Wirklichkeit, und mit dem Glauben an seinen Schöpfer und Erlöser zog auch wieder Hoffnung und Liebe in seine Seele ein.

Sobald er den Knaben an der Seite seiner Mutter zur Erde bestattet hatte, trat er die Heimreise nach England an, entschlossen, sein Leben nicht länger im Haß, sondern im Dienste seiner Mitmenschen zu verzehren. Das erste, was er nach seiner Rückkehr that, war, das untreue Paar aufzusuchen, das er durch gänzliches Abziehen seiner Hand in Armuth und Kummer gestürzt hatte, sie seiner vollen Vergebung zu versichern und ihnen zu bieten, was ihnen für die kurze Gegenwart und die lange Zukunft nöthig und nützlich war. Nach wenigen wohlbenützten Jahren folgte er seinem Irenäus in die selige Ewigkeit nach.

„Thörichte und schädliche Lüste.“

Ruben Clog war ein armer Weber, der in Folge des amerikanischen Bürgerkriegs mit Tausenden von Kameraden arbeitslos wurde; ein ehrbarer, fleißiger Mann, der es mit halber Arbeit und halbem Taglohn versuchte, so lange es irgend gehen wollte. Als ihm aber schnell hinter einander das einzige Kindlein und die treue Frau gestorben waren, da wußte Clog bald selbst nicht mehr, ob er lebe oder träume; Zweifel an Gottes Gerechtigkeit, Bitterkeit gegen alle Wohlhabenden setzten sich bei ihm fest. Da begegnet ihm eines Tags eine alte Base; die warmherzige Nanny eilt auf ihn zu, ergreift seine Hand und schüttelt sie. Kaum kann er sich darauf besinnen, wer sie ist; doch gelang es ihr, ihn in's Gespräch zu ziehen und ihm Bericht zu geben, wie sie einem Mäkler Haus halte und Mühe genug habe, dem alten Geizhals alles recht zu machen. Indessen sollte sie für ihren Jugendfreund Ruben nicht noch etwas erübrigen können? Nun er allein in der Welt stehe, wolle sie schon dem Hausherrn zu Leibe steigen und für den ehrlichen Vetter etwas wagen. Er mußte ihr Alles erzählen, wie sich's begeben, und vergoß darüber die ersten Thränen, seitdem er sein Weib begraben.

Nanny drückte ihm etwas kleine Münze in die Hand; ließ sich von ihm das schmutzige Nest bezeichnen, in welches er sich zurückgezogen und eilte fröhlich und entschlossen nach Hause.

Ihr Hausherr, der Mäkler, war ein bejahrter Witwer, der sich überaus ärmlich durchbrachte, aber dennoch vor Räubern und Dieben in beständiger Angst lebte. Heute erzählte sie ihm, wie sie so vielen ausgehungerten und bärtigen Leuten begegnet sei, daß ihr beim einbrechenden Winter bange sei, so gar allein im Hause zu wohnen. Nachts könne sie oft nicht schlafen; man höre auch da und dort von Einbrüchen. Ihr einziger Trost bestehe darin, daß in diesem Hause doch wenig zu finden sei; aber wenn die Leute einmal zur Verzweiflung getrieben seien, lasse sich doch für nichts gut stehen.

Sie fand unerwarteten Anklang bei dem ängstlichen Greisen; wenn ein zuverlässiger Mann gefunden werden könnte, der im Parterrestübchen schliefe, versteht sich ohne Bezahlung, so habe er nichts dagegen einzuwenden, war der Bescheid, den Herr Lloyd gab. Und ehe zwei weitere Tage vergiengen, war Ruben beim Mäkler einlogirt; ein erträgliches Bett hatte Nanny bereits hergerichtet, und nachdem einmal der Vetter im Hause war, konnte sie ihm je und je auch etwas Uebriges aus der Küche zukommen lassen.

Herr Lloyd betheuerte, es freue ihn, auf diese Weise zur Bekämpfung der allgemeinen Noth gleichfalls sein Scherflein beisteuern zu können; ja, er lud Clog großmüthig ein, Abends vor Bettgehen noch eine Stunde in der warmen Wohnstube bei ihm zu sitzen.

Die Unterhaltung des Kleeblatts fiel übrigens sehr

dürftig aus; eines aber wurde dem armen Clog täglich deutlicher, daß sein Hausherr, so bettelhaft er auch immer erscheinen wollte, geheime Schätze besitze, an denen sein ganzes Herz hange. Und je weniger Clog selbst auf den Erwerb ewiger Güter ausgieng, desto zauberhafter erschien ihm der Aufenthalt in einem Hause, wo da und dort hinter Schmutz und Spinnenweben Gold vergraben und versteckt sein mußte, vielleicht in fabelhaften Summen.

Manchmal war Abends vom Sterben die Rede. Auch in dieser Wohnung war der Tod erst kürzlich eingekehrt und hatte die greise Hausmutter heimgeholt. Lloyd schien oft sehr nachdenklich; einigemal sprach er auch davon, man müsse immer des Rufs gewärtig sein: ‚Rücke hinauf, mein Freund!‘ Himmelwärts — dahin sollte es zuletzt gehen. Nur sei es so schwer, sich ganz los zu machen von den irdischen Sorgen; wenn man nur stets bereit wäre!

Etliche Abende saß der Mäkler am Tisch, umgeben von juridischen Büchern, in welchen er je und je nachschlug, und schrieb einen Bogen um den andern, erst Concept, dann in's Reine. Sorglich, ängstlich, pfiffig schlau blickte er hinein, korrigirte, änderte und arbeitete drauf und drein, ohne zu bemerken, wie aufmerksam Clog ihn betrachtete, und jeden Wechsel der Mienen beobachtete.

„Fertig!“ rief endlich der Alte und die beiden schauten ihn verwundert an. „Ja,“ fuhr er fort, „es ist mein letzter Wille, mein Testament. Habe freilich wenig zu hinterlassen, kaum nennenswerthe kleine Ersparnisse, aber ich meine, es in's Reine gebracht zu haben. Ihr beide solltet mir's unterschreiben. Kannst du schreiben, Nanny?“

„Ich kann wohl etwas schreiben, Herr; aber auf

ein Testament meinen Namen setzen? Nimmermehr. Meine Hand bringt's nicht hin. Warum nicht einen Studirten holen, den Doktor oder den Geistlichen; die machen doch keinen Klecks darauf, wie mir's gewiß begegnen würde."

„Unsinn, Nanny! Bist doch sonst eine gescheide Frau. Dein Name ist so gut als ein anderer, und ich möchte, daß von der Sache nichts geredet werde. Du hast mir treu gedient, und wirst hoffentlich bei mir bleiben, bis ich davon muß, dann kannst du bezeugen, daß dies mein letzter Wille ist. Wenn du bleibst, wirst du finden, daß du nicht schlecht bedacht bist. Und auch Sie, Clog, habe ich nicht vergessen."

„Was, mich, Herr?" fragte Clog im höchsten Erstaunen.

„Ja wohl, mein Freund," erwiderte der Mäkler, während ein listiger Zug über sein Gesicht flog; „wenn Sie da bleiben, ist für Sie gesorgt. Freilich im Verhältniß zu meinen geringen Mitteln! Ich möchte auch gern wohl thun, nicht mit Austheilen und Hinauswerfen von ein paar Gulden, sondern indem ich was Bleibendes hinterlasse."

Nanny sah ihn scharf an, und ihr wurde fast unwohl über dem undurchdringlichen pfiffigen Gesicht des Alten, der eben jetzt mit festen starken Zügen sein „David Lloyd" auf's Papier setzte. Clog mußte sofort die Feder ergreifen; er ließ sich auf ein Knie nieder und arbeitete sich fast in Schweiß, bis er seinen Namen auf dem kostbaren Bogen festgepflanzt hatte. Nun kam die Reihe an Nanny.

„Ich kann's schon zur Noth thun," sagte sie; „doch frage ich noch Eines. Ist alles ehrlich und redlich, und

haben Sie für die arme Nichte gesorgt und für die, welche den ersten Anspruch haben?"

„Natürlich, versteht sich;" antwortete der Alte, „hab' an Alles gedacht. Jedem das Seine ist mein Wahlspruch; und du bist versorgt, wenn du meinen Dienst nicht aufgibst. So schreib' doch nur, daß ich's versiegeln kann."

Mit großem Ernst und viel Anstrengung vollzog Nanny den Befehl des gestrengen Herrn, und seufzte ordentlich auf, als es geschehen war. Clog sah dem Abschluß des Akts mit steigender Aufmerksamkeit zu; als das Paket versiegelt war, begegnete Lloyds Auge dem seinigen. Letzteres war so forschend, so angefüllt mit dem Gegenstand, daß der Mäkler fast betreten wurde, und wiederholte: „Gewiß; ich habe etwas Bleibendes gethan; besser als sein Gut mit Almosen verschwenden! Hintennach werden Sie merken, wer ein wirklicher Wohlthäter der Bedürftigen ist, Sie Clog, und Ihre Kameraden."

Es war Frühling geworden; aber im Hause des alten Mäklers ließ sich nichts davon verspüren. Mehr als je wurde der Haushalt beschränkt, die Ausgaben vermindert, nach jedem abgetragenen Bissen gefragt und gefahndet.

Es ist wieder Winter und der Alte wird immer winterlicher, bis er kaum noch die nothdürftigste Heizung gestattet und mit Nanny über jedes Scheit Holz zu hadern beginnt. Da tritt eines Abends ein Bauer ein und bittet um die Uhr seines Sohns, die derselbe als Pfand bei Lloyd niedergelegt habe; zwei und einen halben Sovereign betrage die Schuld, nun habe der Sohn das Geld geschickt, und wünsche dafür die Uhr zurückzuerhalten.

„Ganz recht," sagte der Mäkler, zog die Uhr aus einer Tasche und sah dem kommenden Gelde verlangend entgegen.

„Nur ist mir da ein Unschick passirt;“ stotterte der Bauer. „Wie ich diesen Abend dem Postträger auf dem Kreuzweg an der Mühle begegne, gibt er mir den Brief meines Sohnes und das Geld. Da hab' ich nun den halben Sovereign verloren. Ich gieng etwa eine Viertelstunde auf der Eisenbahn, und da muß ich's haben fallen lassen, wahrscheinlich schon am Kreuzweg.“

„Hast aber doch darnach gesucht?“ fragte Lloyd in aufgeregtester Stimmung.

„Gesucht, freilich — und wie! — Auf und ab, aber nichts gefunden. Und meine Augen werden schwach. Sagen durft ich nichts um der Buben willen, die dort spielten. Aber Sie geben mir doch die Uhr, Sie kennen mich ja nun volle 20 Jahre, und ich bringe den Rest gewiß.“

„Nein, mein guter Mann, das geht nicht. Du findest erst das andere Stück, dann bekommst du die Uhr.“ Und damit schob er diese wieder ein. Der Bauer nahm traurig sein Gold und gieng brummend ab.

Kein Wort wurde gesprochen an jenem Abend, außer dem trockenen Gute Nacht. Clog aber konnte kaum schlafen. Und als er gegen Morgen ein Geräusch über sich hörte, kleidete er sich schnell an und schlich sich leise unter die Treppe. Wie er's erwartet hatte, geschah's — der Mäkler ist mit dem frühesten auf und kommt schleichend die Treppe herab, öffnet die Hausthüre und geht hinaus in die kalte Dämmerung; Clog entschlossen ihm nach, ohne doch sich je ihm zu zeigen. Durch enge Gassen hinaus auf die Heide, der Eisenbahn zu, und Clog hinter ihm her durch Bäume und Hecken gedeckt — stracks nach dem Kreuzwege.

Lloyd war flinker als gewöhnlich; der Gedanke an

Gold ließ ihn die schneidende Kälte des Morgens vergessen. Denn zwischen zwei gegebenen Punkten mußte es liegen, glitzernd auf dem alten Schnee, zu welchem in der Nacht kein neuer gefallen war — ein goldener Apfel in der Silberschale, der scharfen Augen nicht entgehen konnte. Ob er dem Bauern von seinem glücklichen Suchen sagen wollte, wußte er selbst noch nicht; aber die Uhr würde er ihm jedenfalls zustellen. So gieng er zwischen den Schienen hin.

Hinter der Schranke des Uebergangs hatte der magere Clog sich versteckt, er haßte den Mäkler mehr als je, einen Mann, der ungerührt von der allgemeinen Noth nur sein Geld aufspeicherte, während er, Clog, so bereit wäre, den Hungernden damit wohl zu thun. Eben wirft er einen Blick auf die Eisenbahn; da sieht er um die Curve, welche dieselbe beschrieb, eine Lokomotive geräuschlos umbiegen. Und eben beugt sich der Alte in seinen Lebenszweck vertieft nach der Schiene hin. Die Gedanken jagen im Sturm durch Clogs Gehirn: stirbt der Geizhals, so ist's kein Schade um ihn, wohl aber ein Nutzen für Nanny und mich; hab' ich nicht ein Hundeleben geführt? Will Gott den Alten am Leben lassen, so darf er ihm nur die Ohren schärfen. Ich aber riskire mein Legat, wenn ich ihn warne; daß ich ihm nachgeschlichen bin, verzeiht er mir nimmermehr. Soll ich rufen oder nicht?

Die Lokomotive schnaubte und pfiff ihm die Antwort zu — sie flog an der Schranke vorüber. Clog schrie und warf seine Arme empor. Zu spät! Was ist geschehen? Der Angstschweiß brach ihm aus allen Poren hervor. Das graue Haupt des Alten lag zwischen den Schienen, ebenso der kleine Leib — vielleicht ist er doch unverletzt? So

gut der zitternde Weber vermochte, eilte er auf den Liegenden zu. Das Gesicht zeigte ein verstohlenes Lächeln; die Finger hielten das kleine Goldstück fest. Aber keine Regung in den Gliedern. „Todt!“ rief Clog, und athmete schwer auf. Dann zog er die Leiche seitwärts und saß neben ihr in Todesschrecken, bis etliche Männer von der nahen Station kamen, zu sehen, was die Lokomotive angerichtet habe.

„Er lief auf der Bahn hin,“ sagte Clog, „und die Lokomotive kam, und ich hatte keine Zeit mehr, ihn zu warnen, und so wurde er überfahren.“

Langsam wankte er nach Hause, und hinter ihm schritten die Männer mit einer Bahre; verfolgen sie ihn etwa? mußte er sich fragen. Sie bemerken im Schnee die Fußtapfen, die er auf dem Herweg gelassen, und sagen etliche Worte darüber, werden sie ihn etwa verdächtigen?

Die Prozession erreicht endlich das Haus; in der Küche stellt man die Bahre ab. Der Arzt und die Polizei kommen, ehe Nanny noch recht verstanden hat, was eigentlich geschehen ist. Wieder und wieder muß Clog erzählen und mit jedem Male wird ihm die Wiederholung schwerer. Einer der Träger, ein roher, gleichgültiger Mann, sucht die Goldmünze aus den steifen Fingern herauszunehmen; aber die Andern verbieten's: „Da darf nichts verrückt werden, bis die Untersuchung vorüber ist.“

Die Untersuchung! Clog zitterte von Neuem. Doch nirgends regte sich ein Verdacht. Die Leiche schien unverletzt, nur ein Schlag auf den Hinterkopf hatte das Rückenmark so erschüttert, daß augenblicklicher Tod eingetreten war. Der Weber erzählte seine Geschichte, sie blieb unbeanstandet. Der Bauer kam auch und erklärte, wie es

mit dem Goldstück gegangen. Er wollte um alles nicht, daß man dasselbe den todten Fingern entreiße; die Uhr aber wurde ihm vom Testamentsvollzieher zugestellt.

Doch bis zur Testamentseröffnung zu warten, war dem armen Clog nicht gegeben. Es zog ihn fort aus der Umgebung, in welcher alles ihn an den Todten mahnte. Ein Jahr später finden wir ihn in Manchester zitternd und fieberisch; der Stadtmissionar ist der erste Mann, der ihm Vertrauen abgewinnt und während einer längeren Krankheit dem armen selbstverdammten Menschen sein Geheimniß entlockt.

„Ich halt es nirgends aus: nicht in der Fabrik, die Luft dort erstickt mich; nicht im alten Hause, da muß ich immer an meine Frau denken und ihren seligen Heimgang. Ich kann keine Eisenbahn sehen; drauf fahren ohnehin nicht. Und sehe immer die Lokomotive kommen, und den weißen Kopf des Alten nach der Schiene gebeugt, und bis ich sterbe verfluche ich die Lust nach Gold, die ihn alles überhören ließ und mir alle Liebe aus dem Herzen nahm. Und ich bete zu meinem Schöpfer, wenn er noch auf solche, wie ich bin, hört, daß er mich mein Lebtage kein Goldstück mehr anrühren lasse."

Aber das Testament des wirklich reichen Geizhalses führte zu einer gerichtlichen Verhandlung, zu welcher auch Clog als Zeuge gezogen wurde, wie sehr er sich dagegen sträubte. Jetzt erst hörte er, daß das Gesetz verbiete, den Zeugen eines Testaments Legate zu vermachen; für die nothleidenden Weber war allerdings eine Gabe ausgesetzt worden, die der Mäkler als auch seinem Zeugen zu gut kommend ansehen konnte. Aber nach zwei, drei weiteren Fragen des Richters lief ein Schauder durch des armen Webers Glieder,

und schnatternd begann er in zunehmend hellerer Stimme sich selbst zu verklagen.

„Weiß nicht, Herr Richter, ob sie mich nehmen und am Hals aufhängen können, bis ich todt bin. Aber es muß heraus. Ich verließ mich darauf, daß der Alte mir was hinterlassen hätte. Sie sehen, ich war in großer Noth, keine Arbeit oder Beschäftigung, kein Mittagessen gewiß, und ich brütete über dem Legat, wie eine alte Henne über ihrem letzten Ei. Ich folgte dem Alten an jenem Morgen und sah die Maschine kommen, und weil Schnee lag, kam sie so leise, und der Teufel packte mich, wenn er je einen Menschen gepackt hat, und schwatzte mir vom Legat vor, und daß an dem Geizhals nichts verloren gehe. Und da flog die Maschine vorbei und er wurde getödtet. Ich aber bin der Mörder — und ein Narr dazu." Damit sank er in Ohnmacht.

Niemand verhaftete, Niemand verfolgte ihn: aber christliche Freunde nahmen sich seiner an und pflegten ihn bis zu seinem nur allzu nahen Ende. „Errette mich von den Blutschulden," war einer der Verse des 51. Psalms, die ihn am meisten beschäftigten, aber auch die Ankündigung der freien Gnade im Evangelium konnte er noch sich zueignen, ehe er die sehnlichst erwünschte Ruhe fand.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Eine folgenreiche Begegnung 3

Ein Seelenvater 35

Thörichte und schädliche Lüste 54

ESK. 148

61555363

In demselben Verlag sind in gleicher Ausstattung erschienen:

Auf offener See. Fünf Erzählungen aus allen Welttheilen. Preis 40 Pf.

Durch Nacht zum Licht. Drei Erzählungen aus dem Leben. Preis 40 Pf.

Am eigenen Herd. Vier Geschichten für's Haus. Preis 40 Pf.

Handbuch der Bibelerklärung.

Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein.

Band I. **Das Alte Testament.** 1008 Seiten. Mit 2 Karten.

Band II. **Das Neue Testament.** 640 Seiten. Mit 2 Karten.

Fünfte umgearbeitete Auflage.

Preis für beide Bände broschirt *M.* 6.—.; in Einen Halbleinwandband gebunden *M.* 7.—; in zwei Halbfranzbänden *M.* 9.—.

Die neue Auflage (vom Herbst 1878) ist ein **völlig neues Werk,** das auf den Ergebnissen der Forschung fußend, denkenden Lesern ein zuverlässiger Führer zum Verständniß des ganzen Bibelwortes sein will — durch eine berichtigte Text-Uebersetzung, kritische Einleitungen, lichtvolle Zusammenfassungen, körnige Erklärungen; das Ganze in chronologischer leicht übersichtlicher Anordnung zu erstaunlich niedrigem Preise. Es ist

die neueste, beste und billigste Bibelerklärung.